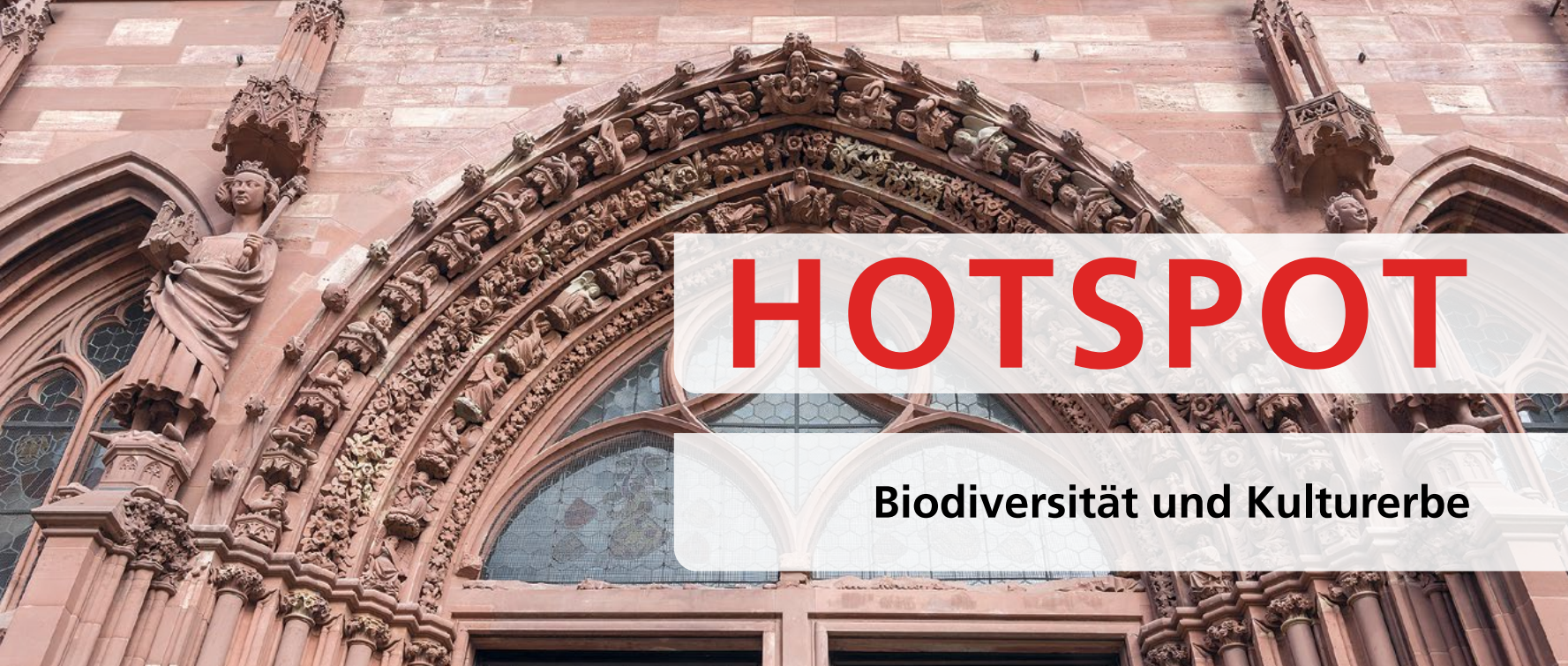




HOTSPOT

Biodiversität und Kulturerbe



HOTSPOT
Zeitschrift des Forum Biodiversität Schweiz
37 | 2018

Herausgeber

Forum Biodiversität Schweiz, Akademie der Naturwissenschaften (SCNAT), Laupenstrasse 7, Postfach, CH-3001 Bern, Tel. +41 (0)31 306 93 40, biodiversity@scnat.ch, www.biodiversity.ch.

Das Forum Biodiversität Schweiz fördert den Wissensaustausch zwischen Biodiversitätsforschung, Verwaltung, Praxis, Politik und Gesellschaft. Die Zeitschrift HOTSPOT ist eines der Instrumente für diesen Austausch. Sie wird zweimal jährlich in einer deutschen und einer französischen Ausgabe publiziert. Die nächste Ausgabe von HOTSPOT erscheint im Herbst 2018. Alle Ausgaben von HOTSPOT stehen auf www.biodiversity.ch/hotspot als PDF zur Verfügung.

Um das Wissen über Biodiversität allen Interessierten zugänglich zu machen, möchten wir den HOTSPOT gratis abgeben. Wir freuen uns über Unterstützungsbeiträge. HOTSPOT-Spendenkonto: PC 30-204040-6 (IBAN CH91 0900 0000 3020 4040 6).

Redaktion: Jodok Guntern, Dr. Gregor Klaus, Dr. Daniela Pauli, Dr. Danièle Martinoli
Übersetzungen ins Deutsche: Irene Bisang, Zürich (Seiten 20–21).

Gestaltung/Satz: Esther Schreier, Basel.

Druck: Print Media Works, Schopfheim im Wiesental (D). Papier: Circle matt 115 g/m², 100 % Recycling.

Auflage: 5300 Ex. deutsch, 1900 Ex. französisch.

© Forum Biodiversität Schweiz, Bern, Mai 2018.

Manuskripte unterliegen der redaktionellen Bearbeitung. Die Beiträge der Autorinnen und Autoren müssen nicht mit der Meinung des Forum Biodiversität Schweiz übereinstimmen. Nachdruck nur mit schriftlicher Erlaubnis der Redaktion gestattet.

Titelseite

Oben: Natur als Skulptur (siehe S. 9)

Foto Beat Ernst, Basel

Mitte: Natur und Bewirtschaftung (siehe S. 13)

Foto Manfred Steffen, Lotzwil

Unten: Natur im Brauchtum (siehe S. 11)

Foto Steve Marty, Basel

Editorial



Die mächtigen Hänge am Fuss der eindrucksvollen Berge erstrahlen wunderbar grün, erste faszinierende Alpenblumen wagen sich leise hervor, Insekten sirren durch die Luft, von der anderen Talseite ertönt das fröhliche Bimmeln von Kuhglocken. In der Ferne die Waldlichtung hinten im Tal mit dem alten Hotel, das seit über 100

Jahren dasteht und sich in den ersten warmen Tagen des Jahres sonnt. Alphütten, kleine Siedlungen, reingeschmiegt in die spärlich vorhandenen, vor Lawinen und Steinschlag sicheren Orte. Trockenmauern und Lesesteinhaufen, aus Geröll entstanden, das immer wieder von den Bergen herunterkommt. Holzzäune, die dem Bergweg den charmanten Rahmen geben. Es ist Bergfrühling im Kanton Uri.

Allein der Gedanke an die Schönheit der Natur zaubert uns ein Lächeln ins Gesicht. Das vielleicht eher brummige und knappe «Guten Tag» des Bauern, der am «Hagen» und am «Schönen» ist, seiner Arbeit nachgeht, wie vor ihm schon viele Generationen, reisst uns aus den Gedanken und erinnert uns daran: Nicht die Natur allein hat diese (Kultur-)Landschaft geschaffen. Das jahrhundertelange Wirken des Menschen hat sie mitgeformt. Menschen haben sich Gedanken gemacht, weshalb sie sich an bestimmten Orten niederliessen. Im Alpenraum entstanden durch ihr Wirken Kulturlandschaften von unverwechselbarer Schönheit und hoher Artenvielfalt, «die sogar deutlich über der Biodiversität der vom Menschen nicht veränderten Naturlandschaften liegt», wie Werner Bätzig in seinem Buch «Die Alpen» festgestellt hat.

Dies zeigt: Es bestehen enge gegenseitige Wechselwirkungen zwischen Biodiversität und kulturellem Erbe. Als einzige Stelle auf Bundesebene verbindet die Eidgenössische Natur- und Heimatschutzkommission die beiden Themen. Ihre Zusammenhänge zu erfassen und ihre speziellen Qualitäten zu erhalten, ist eine der Aufgaben der Kommission in der Beurteilung von Bauvorhaben besonders in BLN-Objekten (Bundesinventar der Landschaften und Naturdenkmäler von nationaler Bedeutung). Dabei bestehen je nach Fragestellung häufig Synergien zwischen den beiden Themen, in einzelnen Fällen können die Schutzinteressen von Biodiversität und kulturellem Erbe aber auch in Konflikt zueinander stehen. Dann ist es die Aufgabe der Kommission, eine fachlich abgestützte Gewichtung vorzunehmen, die beiden Interessen so gut wie möglich gerecht wird.

Das Kulturerbejahr 2018 kann uns die Augen für die Zusammenhänge zwischen biologischer Vielfalt und Kulturerbe öffnen. Ich begrüsse es daher sehr, dass das Forum Biodiversität im HOTSPOT die beiden Themen zusammenbringt. Und natürlich lade ich Sie herzlich ein, bei einem Spaziergang im Bergfrühling den Zusammenhängen zwischen Biodiversität und Kultur auf eigene Faust nachzuspüren.

Heidi Z'graggen

Regierungsrätin Kanton Uri und Präsidentin der Eidgenössischen Natur- und Heimatschutzkommission

Leitartikel

Biodiversität und Kultur – Grundlagen unseres Lebens

Gregor Klaus

Moore, Auen und Wälder in Weiden und Ackerland umzuwandeln, ist Kultur: Der aus dem Lateinischen abgeleitete Begriff stammt ursprünglich aus der Landwirtschaft und bedeutet unter anderem «urbar machen». Sämtliche weiterentwickelten Kulturbegriffe – auch diejenigen aus den wissenschaftlichen, pädagogischen und künstlerischen Bereichen – bezeichnen etwas Menschgemachtes. Kultur wird daher als die Kunst bezeichnet, «durch welche Gesellschaften ihr Überleben und ihre Entwicklung in einer übermächtigen Natur sichern» (Böhme 1996).

Ist Kultur also das Gegenteil von Natur? Mithin! Die Landschaften Mitteleuropas sind das Ergebnis des Wechselspiels von Mensch und Natur. Die Urbarmachung resultierte in einer grossen Vielzahl an neuen Lebensräumen (siehe S. 22f). Das Artenspektrum der Naturlandschaft blieb dabei fast konstant (Poschlod 2015). Manche Arten vergrösserten ihr Verbreitungsareal enorm, andere mussten Verluste hinnehmen. Gleichzeitig wanderten aus den angrenzenden Grossregionen Arten ein, die zuvor hier nicht leben konnten, und fanden einen Platz in den neu entstandenen Lebensgemeinschaften. Insgesamt stieg die

Artenvielfalt auf allen räumlichen Ebenen an. Mitteleuropa ist kein Einzelfall: Vom Alpenraum (Bätzig 2015) bis zur «Wildnis» schlechthin, dem Amazonas-Regenwald (Levis et al. 2017), beeinflussen und nutzen Menschen seit vielen Jahrtausenden fast flächendeckend die Biodiversität. Kulturelle Vielfalt und biologische Vielfalt waren und sind untrennbar miteinander verbunden (siehe S. 12f, 20f und 24f).

Kulturvandalismus in der Landschaft

Noch heute sehen wir in der Landschaft Strukturen, Lebensräume und Arten, in denen sich längst vergangene Prozesse und Ereignisse widerspiegeln (Poschlod 2015, Stuber und Bürgi 2011). Auch Flurnamen weisen auf Arten, Lebensräume und ihre frühere Nutzungen durch den Menschen hin (siehe S. 18f). Unsere Alltagslandschaft ist damit ein wertvolles Archiv. Jede ehemalige Ackerterrasse, jeder Hohlweg und jeder Lesesteinhaufen erzählt im Massstab 1:1 von der langen Geschichte unseres Lebensraumes (siehe S. 20f). Die Biodiversität wie auch das Landschaftsbild waren und sind teilweise auch heute noch Ausdruck einer grossen Vielfalt

regionaltypischer und oft extensiver Nutzungsformen.

Die reichhaltige biologische Vielfalt war allerdings keineswegs das Produkt einer Naturliebe, sondern Nebenprodukt einer kulturell bedingten grossen Nutzungsvielfalt (siehe S. 10f). Dennoch können Agrarlebensräume und sogar das Vorkommen von Arten durchaus als Kulturerbe bezeichnet werden. Naturschutz wäre dann im Kulturland sogar Denkmalschutz (Poschlod 2015).

Doch dieses Kultur- und Naturerbe nimmt seit Mitte des letzten Jahrhunderts rapide ab. Meliorationen, die stete Intensivierung der Landnutzung, der Niedergang der kulturellen Vielfalt und letztendlich die Entkopplung der Produktion von den lokal und regional verfügbaren Rohstoffen haben zur systematischen Auflösung der kleinstrukturierten, historisch gewachsenen Landschaft und zum Verlust eines Grossteils der Landschaftselemente geführt (siehe S. 10f). Parallel dazu ging die biologische Vielfalt verloren, die sich innerhalb von tausenden von Jahren herauskristallisiert hatte. Dieser «Kulturvandalismus in der Landschaft» ist vergleichbar mit dem «Bildersturm während der Refor-

Was ist Kulturerbe?

Das Bewusstsein für unsere Gesellschaft und unsere Zugehörigkeit beruht auf einem gemeinsamen kulturellen Erbe. Dieses Erbe nehmen wir seit Kindesbeinen bewusst und unbewusst in uns auf: über Umgebung, Traditionen, Kunst, Gebäude, Landschaften, Essen und Handwerk. Quelle: www.kulturerbe2018.ch

Was ist Biodiversität?

Biodiversität ist die Vielfalt des Lebens auf unserem Planeten. Sie umfasst die Vielfalt der Lebensräume, den Artenreichtum von Tieren, Pflanzen, Pilzen und Mikroorganismen und die Vielfalt innerhalb der Arten (genetische Variation) sowie die unzähligen Wechselwirkungen innerhalb und zwischen diesen Ebenen.

mation» oder einem «Brand im Staatsarchiv» (Ewald und Klaus 2009). Übrig blieben ausgeräumte, eintönige Landschaften ohne Geist und Seele. Die Zeitachse der Landschaft, die Verknüpfung von Raum und Zeit, wurde vielerorts radikal unterbrochen; die komplexen Beziehungen zwischen Natur und Kultur sind gekappt und oft nicht wieder herstellbar, weil das Wissen zu den traditionellen Nutzungen ebenfalls verschwunden ist.

Synergien erkennen und nutzen

Mittlerweile versuchen engagierte Bürgerinnen und Bürger mühevoll, die Natur in die Kulturlandschaft zurückzubringen. Doch die Bemühungen sind steinig, weil die Naturelemente nicht mehr in das Kulturverständnis der «modernen» Landwirtschaft, Siedlungsentwicklung und Waldwirtschaft passen. Die Weiterführung traditioneller Nutzungen ist nur bedingt nachhaltig, weil die spezifische kulturelle Basis fehlt und die Nutzungsketten unterbrochen sind. Es ist daher für den Schutz und die Förderung der Biodiversität essentiell, der Erhaltung und Pflege von Lebensräumen und Arten im Kulturland einen neuen kulturellen Rahmen zu verschaffen (siehe S. 14ff). Die Kantone Aargau und Zürich haben dazu ein wichtiges Projekt ins Leben gerufen (siehe Kasten rechts). Ziel ist die Integration von Naturschutzmassnahmen in den sozioökonomischen Kreislauf.

Der Reichtum der Natur liegt wie bei der Kultur sowohl in der Vielfalt als auch in der Einzigartigkeit. Überhaupt teilen sich Kultur und Biodiversität zahlreiche Gemeinsamkeiten (siehe S. 6f und 14ff): Beide schaffen Identität, helfen uns, aus dem Alltagstrott auszubrechen, inspirieren, bieten Sicherheit, begeistern und faszinieren und machen Freude. Auch die Herausforderungen gleichen sich: Beide kämpfen mit einer Abnahme der Vielfalt. Und beiden schlägt ein politisch rauher Wind entgegen – obwohl mit zurückge-

hender Vielfalt auch das Wohlbefinden der Menschen gefährdet ist.

Das Forum Biodiversität Schweiz nimmt das europäische Kulturerbejahr 2018 (www.kulturerbe2018.ch) zum Anlass, Natur- und Kulturerbe zusammenzuführen. Es scheint nur logisch, dass die beiden Bereiche ihre Zusammenarbeit deutlich intensivieren oder sogar neu denken, wie die Autorinnen und Autoren in diesem Hotspot fordern. Dabei ist das kulturhistorische Wissen in aktuellen Debatten zum Biodiversitätsschutz einzubringen (siehe S. 10f) – und umgekehrt. Synergien ergeben sich dabei keineswegs nur in der Kulturlandschaft, sondern auch im Siedlungsgebiet (siehe S. 14ff). Dort gibt es ebenfalls erste Leuchtturmprojekte: So spannen im Kanton Zürich die Fachstellen Archäologie & Denkmalpflege und Fledermausschutz bei der Förderung gefährdeter Arten in vorbildlicher Weise zusammen (Morf et al. 2016). Insgesamt geht es darum, Biodiversität und Kultur wieder verstärkt in die modernen Nutzungen einzugliedern und ihnen einen gebührenden Platz zu geben. Kulturschutz und Naturschutz müssen dazu neue Allianzen eingehen (siehe S. 8f). Nur so kann das Natur- und Kulturerbe bewahrt und weiterentwickelt werden.

Literatur: www.biodiversity.ch/hotspot

Dr. Gregor Klaus ist Redaktor von HOTSPOT und freier Wissenschaftsjournalist.
Kontakt: gregor.klaus@ebicom.ch

Die Vielfalt wiederbeleben

Die in der Schweiz bestehende Vielfalt an Arten und Lebensräumen ist zu einem grossen Teil auf eine Vielzahl von menschlichen Nutzungsformen zurückzuführen. Die fortschreitende Rationalisierung der Landnutzung und der Strukturwandel in der Land- und Waldwirtschaft haben aber bewirkt, dass die Vielfalt der Nutzungsformen massiv am Schwinden ist – mit entsprechenden Auswirkungen auch auf Biodiversität und Landschaft. Diese Entwicklung war für die Naturschutzfachstellen der Kantone Aargau und Zürich der Anlass, das Projekt «Neue Nutzungen» zu lancieren, das von der quadra gmbh durchgeführt wird. Ziel ist es, alternative biodiversitätsfördernde Landnutzungen zu finden, die unter den aktuellen Rahmenbedingungen umsetzbar sind.

Mittlerweile liegt ein Katalog von neuen Nutzungen mit Kurzbeschrieben vor. Es handelt sich dabei beispielsweise um Ertragshecken, Pflegeeinsätze durch Pensionäre, Zivildienst-Kurzeinsätze in der Landwirtschaft, Firmenpatronate für Schutzgebiete, Ideen zur Naturschutzpflege durch Erholungsnutzung oder ein webbasiertes Naturgarten-Netzwerk.

Der Katalog gliedert sich in die drei Themengebiete «Landnutzung», «Produktion & Vermarktung» sowie «Erholung & Freizeit». Für mehrere Themen wurden im Rahmen von Vertiefungsaufträgen zusätzliche Abklärungen durchgeführt, bestehende Erfahrungen aufbereitet und Vorgehensvorschläge erarbeitet. Ausserdem wurden einzelne Pilotprojekte realisiert. Alle Ergebnisse aus dem 2017 abgeschlossenen Projekt sind im Internet einsehbar: www.neuenutzungen.ch

Fridli Marti, quadra Mollis gmbh
Kontakt: marti@quadragmbh.ch

Die Bedeutung des Kulturerbes laut Rahmenkonvention über den Wert des Kulturerbes für die Gesellschaft (Faro-Konvention)

Die Konvention geht von der Idee aus, dass das Wissen und der Nutzen des Kulturerbes ein Recht der Bürgerinnen und Bürger ist, am kulturellen Leben teilzunehmen. Sie versteht das Kulturerbe sowohl als Ressource für die menschliche Entwicklung als auch für die Steigerung der kulturellen Diversität. Das Kulturerbe fördert den interkulturellen Dialog und ist Teil eines Modells für eine ökonomische Entwicklung, die auf den Prinzipien nachhaltiger Nutzung von Ressourcen beruht.

Die Bedeutung der Biodiversität laut Übereinkommen über die biologische Vielfalt (Biodiversitäts-Konvention)

Biodiversität hat einen Eigenwert wie auch einen Wert in ökologischer, genetischer, sozialer, wirtschaftlicher, wissenschaftlicher, erzieherischer, kultureller und ästhetischer Hinsicht sowie im Hinblick auf ihre Erholungsfunktion. Sie ist zudem von grosser Bedeutung für die Evolution und für die Bewahrung der lebenserhaltenden Systeme der Biosphäre. Insgesamt ist die Erhaltung der biologischen Vielfalt ein gemeinsames Anliegen der Menschheit.

Betrachten wir Natur und Kultur als Ganzes!

Biodiversität und Kulturerbe leisten einen Beitrag zur Existenz und zum Wohlbefinden des Menschen, der nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Beide Bereiche sind eng miteinander verflochten. Der Austausch zwischen ihnen sollte intensiviert werden. *Von Boris Schibler*

Die Bedeutung der Biodiversität für den Menschen ist bereits im Begriff «Ökosystemleistungen» enthalten, der seit Beginn des 21. Jahrhunderts im Fokus einer breiteren Öffentlichkeit steht. In Bezug auf das Kulturerbe wird der Beitrag zu unserer Existenz und unserem Wohlbefinden in der Rahmenkonvention des Europarats über den Wert des Kulturerbes für die Gesellschaft (Konvention von Faro) beschrieben und festgehalten. Mit Stichworten wie «Vielfalt» und «gesamtgesellschaftliche Verantwortung» finden sich Begriffe, die auch im Bereich Biodiversität vertraut sind.

Und es gibt weitere Parallelen: Sowohl Biodiversität als auch unser Kulturerbe stehen unter starkem Druck. Dass sie fast gleichzeitig mit ähnlichen Herausforderungen konfrontiert sind, ist kein Zufall. Es zeigt vielmehr, dass die beiden Bereiche zusammenhängen. Dies lässt sich etwa am Beispiel Holz zeigen. Holz wird vom Menschen seit frühester Zeit als Rohstoff verwendet. Werkzeuge werden daraus ebenso gefertigt wie Gebäude, Möbel und Musikinstrumente. Holz findet Verwendung als Brennstoff, in Form von Schindeln zum Schutz von Dächern und Fassaden oder als kostbare geschnitzte oder eingelegte Verzierung von Möbelstücken. Dabei wurde die Vielfalt der vorhandenen Hölzer stets so genutzt, dass für jeden Zweck die optimale (lokale) Holzart verwendet wurde.

Beispiele gibt es zuhauf: Bei Einlegearbeiten an luxuriösen Möbelstücken spielte man mit den unterschiedlichen Maserungen und Farben verschiedener Hölzer, und bei Musikinstrumenten wirkt sich die verwendete Holzart auf den Klang aus. Und nicht zuletzt findet sich Biodiversität auch im Bilderschatz geschnitzter Verzierungen. Um Gebäude und Objekte zu pflegen und zu restaurieren, ist die Verfügbarkeit unterschiedlicher Holzarten, noch dazu in bestimmter Qualität, unerlässlich.

Und ebenso sind es die handwerklichen Kenntnisse – ebenfalls ein Kulturerbe – im Umgang mit den verschiedenen Arten des Rohstoffs Holz.

Zwei Seiten der gleichen Medaille

Biodiversität ist eine essenzielle Ressource für das Kulturerbe – und umgekehrt. So bietet Kulturerbe auf vielerlei Weise Lebensraum für eine Vielzahl von Lebewesen. Das gilt beispielsweise für Trockenmauern oder den Artenreichtum in traditionellen Kulturlandschaften. Hier ist die Pflege des kulturellen Erbes in der Landschaft (z.B. traditionelle Bewirtschaftungsmethoden oder Konstruktionsweisen beim Bau) eine Voraussetzung für deren Biodiversität.

Kulturerbe und Biodiversität sind einander also inhärent und voneinander abhängig. Beide Bereiche könnten nicht existieren ohne den jeweils anderen, und beide erhalten ihre charakteristische Ausprägung nur dank diesem. Kulturelle Vielfalt und Biodiversität sind sich gegenseitig Grundlage und verhalten sich zueinander direkt proportional.

Gesellschaftliche Dimension der Erhaltung

Erhalt ist in der Regel nicht Selbstzweck, weder bei der Biodiversität noch beim Kulturerbe, sondern nur ein Schritt zum eigentlichen Ziel. Dieses betrifft letztendlich uns alle. Natur und Kultur sind die Ressourcen, die wir zum Leben brauchen. Weit über unsere rein physischen Bedürfnisse hinaus bilden sie die Umwelt, die uns lebenswert ist. Es sind Orte, an denen wir uns wohlfühlen, wo wir uns gern aufhalten, weil sie Lebensqualität vermitteln. An solche Landschaften, Orte und Räume ist unser Gefühl von Zugehörigkeit und «Daheim» geknüpft. Darüber hinaus bieten sie uns einen Spiegel, in dem wir uns selber erkennen. Nicht nur im Sinne einer Selbstvergewisserung, sondern auch als Denkanstoss, so dass wir gefordert sind, uns mit uns selber auseinanderzusetzen – als individuelle Persönlichkeiten ebenso wie als Gesellschaft. Erhalt und Pflege haben daher grosse Tragweite.

Mehr noch: Nur wenn wir wissen, woher wir kommen, können wir bestimmen, wer wir sind und wohin wir gehen wollen. Der Bezug auf Ererbtes in Natur und Kultur ist somit nicht (wie immer wieder fälschlich behauptet wird) rückwärtsgerichtet, sondern im Gegenteil zukunftsorientiert. Um die Zukunft zu gestalten, müssen wir die Vergangenheit kennen. Und Tradition bedeutet nicht starres

Festhalten am Überlieferten. Neue Entwicklungen und neue Bedürfnisse schaffen neue Voraussetzungen, mit denen sich das Kulturerbe auseinandersetzen muss. Die Tradition ist die Basis, die uns eine Weiterentwicklung ermöglicht und die uns hilft, die Orientierung nicht zu verlieren. In einer zunehmend unübersichtlich werdenden digitalen Welt ist dies wichtiger als je zuvor. Im Zuge der starken Ökonomisierung unseres Lebens und mit dem falschen Versprechen einer Vereinfachung des Lebens wird unsere Umwelt, sei es die gebaute oder die natürliche, zunehmend monotoner.

Trend zum Authentischen

Kulturerbe verfügt indes auch über Qualitäten, die zunehmend wieder gefragt sind. Ein Trend hin zum Authentischen, zum Handwerk, ist seit einigen Jahren als Reaktion auf die zunehmende Virtualisierung zu beobachten. Eigenschaften wie Nachhaltigkeit und Reparaturfähigkeit werden in ökonomischen Überlegungen vermehrt wieder miteinbezogen. Und die Konvention von Faro, die die oben umrissene gesellschaftliche Bedeutung des Kulturerbes in den Fokus rückt, befindet sich in der Schweiz derzeit im politischen Prozess, der zu ihrer Ratifizierung führen soll.

Engere Zusammenarbeit zum Wohle aller

Die skizzierte enge Verbindung zwischen Kulturerbe und Biodiversität zeigt, dass es von gegenseitigem Interesse wäre, sich dies verstärkt bewusst zu machen. Die logische Konsequenz daraus muss der intensivere Austausch der beiden Fachbereiche sein, der in eine enge künftige Zusammenarbeit münden sollte. Zu sehr verhindert die Trennung von Natur und Kultur derzeit noch eine umfassende Sensibilisierung für die Werte von Kulturerbe und Biodiversität. Von einem solchen Dialog profitieren zunächst die beiden Bereiche. Die positiven Auswirkungen, die dieser auf Biodiversität und Kulturerbe haben wird, kommen aber in Form von Lebensqualität, gesellschaftlichem Zusammenhalt und Zukunftsfähigkeit uns allen zugute.

Boris Schibler, lic. phil., hat Ägyptologie und Architekturgeschichte studiert. Er ist stellvertretender Geschäftsführer der Nationalen Informationsstelle zum Kulturerbe NIKE und Redaktor des NIKE-Bulletins.

Kontakt: boris.schibler@nike-kulturerbe.ch

Das Orchester der Tiere inspiriert den Menschen



Kohlmeise. Foto Michael Gerber



Singschwäne. Foto www.marcelburkhardt.ch



Flamingos. Foto www.marcelburkhardt.ch

Der Gesang der Goldammer, das Zirpen der Grille, der Ruf des Glögglifroschs, das Rascheln der Blätter im Wind – an manchen Tagen schwillt die Natur zu einem einzigartigen Symphonieorchester an. Die Klanglandschaft der Natur trägt zum Wohlbefinden der Menschen bei. Sie hat eine ausgleichende und regenerierende Wirkung – genau wie die menschengemachte Musik, deren Ursprung in der Natur liegt.

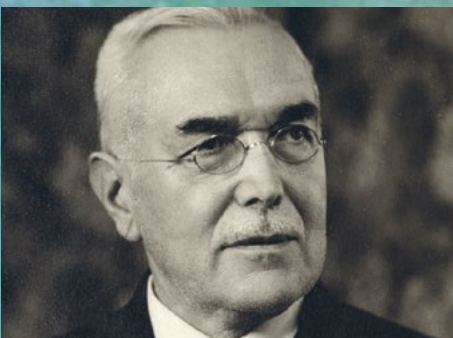
Als der Mensch auf die Idee kam, seine Gedanken und Gefühle musikalisch auszudrücken, griff er zunächst auf das zurück, was er von seiner Umwelt

zu hören bekam. Über alle Epochen haben sich Musiker von der Natur inspirieren lassen, darunter auch Beethoven: Im zweiten Satz seiner sechsten Symphonie – der «Szene am Bach» – wurde die Flöte zur Nachtigall, die Oboe zur Wachtel und die Klarinette zum Kuckuck.

Auch weniger bekannte Musiker haben die Natur als Grundlage genommen, wie die drei Beispiele auf dieser Seite verdeutlichen. Im bekannten Schweizer Volkslied, komponiert von **Casimir Meister** und getextet von Josef Reinhart, werden mit dem Satzteil «Zyt isch do» Lautäusserungen

der Kohlmeise nachgeahmt, der finnische Komponist **Einojuhani Rautavaara** integrierte in «Cantus arcticus» die originalen Klänge von Singschwänen. **Nathalie Laesser Zweifel** aus Zofingen AG hat sich für ihr Stück «Flamengo» von der Geselligkeit und Farbigkeit der Flamingos inspirieren lassen.

Die Beeinflussung ist allerdings nicht einseitig. Bestimmte Vogelarten integrieren menschliche Klänge in ihr Stimmenrepertoire: Arten wie Dohle, Star und Eichelhäher können das Klingeln von Mobiltelefonen perfekt imitieren. (GK)



Casimir Meister 1869–1941. Foto Zentralbibliothek Solothurn, Signatur g 155, Fotograf unbekannt



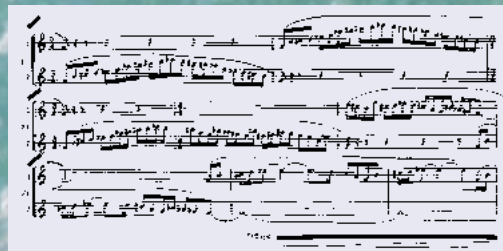
Einojuhani Rautavaara 1928–2016
Foto Teemu Rajala



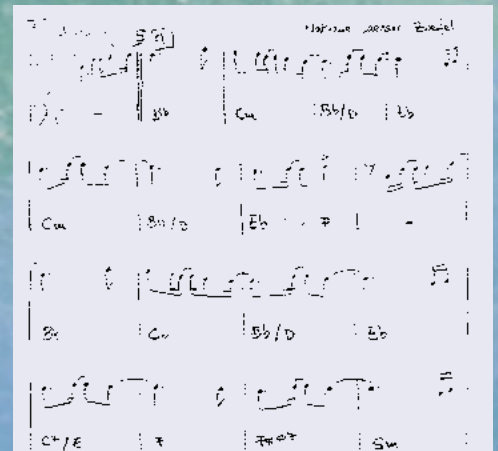
Nathalie Laesser Zweifel. Foto Karin Ammon



«Zyt isch do». Quelle Schweizerische Vogelwarte



«Cantus arcticus», Concerto for Birds and Orchestra, Op. 61, Ausschnitt. Rechts unten im Bild erkennt man am horizontalen Balken die Zuschaltung des Vogelstimmen-Tonbandes.
© Fennica Gehrman Oy, Helsinki, printed with permission



«Flamengo», Ausschnitt. © Nathalie Laesser Zweifel



Die Stimme der Kohlmeise sowie die drei Musikstücke können via QR-Code angehört werden. Tondokumente und Informationen zu den Interpreten und Stücken: www.biodiversity.ch/hotspot/37

Landschaftsentwicklung zwischen Kulturerbe und Biodiversität

Das Kulturerbe ist wie das Naturerbe unverzichtbarer Teil der menschlichen Geschichte. Dennoch sind heute die Biodiversität wie auch das Kulturerbe weltweit stark bedroht. Soll die Rettung gelingen, benötigen wir gemeinsame Konzepte aus Sicht Biodiversität und Kulturlandschaft. Wie dies funktionieren kann, zeigt das Kloster Schönthal in der Nordwestschweiz.

Von Raimund Rodewald

Nach der europäischen Landschaftskonvention von Florenz 2000 lanciert die Schweiz im europäischen Kulturerbejahr endlich auch den Ratifizierungsprozess für das Rahmenübereinkommen des Europarats von 2005 über den Wert des Kulturerbes für die Gesellschaft (Konvention von Faro). Die Ratifizierung dieser Konvention ist nicht nur überfällig, sondern eine Selbstverständlichkeit. Seit Mitte des 20. Jahrhunderts zeichnet sich die Entwicklung unserer Gesellschaft durch eine vormals nie gekannte Trivialisierung der weltweiten kulturellen Vielfalt aus. Einher ging dieses kulturelle Vergessen mit einer ebenso drastischen Vernachlässigung der biologischen Vielfalt. Kulturerbe und Naturerbe sind somit zwei Seiten ein und derselben Medaille der Mensch-Umwelt-Beziehung. Fehlt diese kulturelle Beziehung, so reduziert sich die Landschaft mit all ihren symbolischen und realen Kulturzeichen sowie der ästhetischen Qualitäten zu einem bloss operativen Funktionsraum. Die bald 100 Jahre dauernde kulturelle Einsamkeit haben heute aus unseren Kulturlandschaften ein Stück Land gemacht, das es (in den Worten des Schriftstellers Gerhard Meier) «satt hat, nur Umgebung zu sein».

Poetisierung des Raumes

Das in jüngster Zeit wieder stark angewachsene Interesse an dem antiken Landschaftsideal Arkadien (Gantenbein und Rodewald 2016) ist längst keine naive Rückbesinnung auf verklarte Vergangenheiten mehr. Arkadien versteht sich als Aufbruch zu einer Poetisierung des Raumes. Soll ein Raum unser Da-Sein mit einem Daheim-Sein verbinden, so braucht es Geschichten, Symbole, vielleicht auch neue

Mythen, in jedem Fall aber auch ästhetisch attraktive Stimmungen. Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Erfühlen – und unsere Fähigkeit, den Wahrnehmungen von Natur und Kultur Worte zu geben – machen Landschaft zu einem poetischen Ort.

Bis vor kurzem wurde die Landschaftsbewertung aufgrund der schwierig erfassbaren ästhetischen und symbolischen Qualitäten allein den Sozialwissenschaften überlassen. Demgegenüber ist die Biodiversitätsforschung eine Domäne der Naturwissenschaften. Für den Turiner Professor für Raumplanung Roberto Gambino dürfen wir die Natur- und Kulturmonumente innerhalb der Gesamtlandschaft aber nicht als isolierte Schutzobjekte betrachten, da man sonst dem Bedürfnis der Bevölkerung nach Identifikation und Verwurzelung nicht gerecht wird (Gambino 2007). Dank der methodischen Ansätze der Ökosystemleistungen (z.B. «Landscape character assessments», Tudor 2014; «Katalog der charakteristischen Kulturlandschaften der Schweiz», Rodewald et al. 2014), liegen mittlerweile Landschaftsbewertungen vor, welche die ästhetischen, kulturellen und natürlichen Bedeutungen von Landschaften gleichzeitig betrachten. Verschiedene Kantone erarbeiten bereits im Rahmen von Landschaftskonzeptionen diese Grundlagen. Gefragt ist in Zukunft eine umfassende Betrachtungsweise, in der die Schutzobjekte aus Kultur und Natur wieder in die Gesamtlandschaft und damit in die gesellschaftliche Wirklichkeit eingebettet werden. Ein rein sektoralpolitischer Ansatz ist hierfür nicht mehr zeitgemäss.

Arkadien im Schönthal

Das Kloster Schönthal in Langenbruck (BL) ist ein gelungenes Beispiel einer parallelen Entwicklung von Kulturlandschaft und Biodiversität, und zwar unter Einbezug der Landwirtschaft und der Kunst. 2015 entstand die Vision, den neuen, 100 Hektaren grossen Demeter-Betrieb auf die Ziele der Biodiversität und der Landschaftsästhetik auszurichten. Als Grundlage hierfür ist ein Programm «Entwicklung Kulturlandschaft Kloster Schönthal» unter der Ägide der Stiftung Sculpture at Schoenthal erarbeitet worden. Basis hierfür waren ein Konzept der Stiftung Landschaftsschutz Schweiz zur Förderung der Landschaftsästhetik sowie eines des Forschungsinstituts für biologischen Landbau (FiBL) zur biologischen Vielfalt. Zum Letzteren verfasste BirdLife Schweiz eine Würdigung und trug zusätzliche Ideen zur Aufwertung des Klosterareals bei.

Das daraus abgeleitete Programm umfasst betriebliche Massnahmen (z.B. Reduktion des Nährstoffeintrages), Unterhalts- und Pflegemassnahmen (z.B. Förderung von Krautsäumen und Altgrassstreifen), bauliche Massnahmen (z.B. Ausdolungen, Weihersanierung, Holzzäune), Pflanzungen und forstliche Massnahmen (z.B. Entwicklung lichter Waldstandorte) (Schmid 2017). Die Umsetzung des 2016 gestarteten Programms wird von einer breit abgestützten Fachkommission getragen. Die Massnahmen betten sich ein in drei identifizierte Teilraumästhetiken («Das Arkadische», «Das Pittoreske», «Das Klösterlich-Romantische»). Diese Teilräume sind durch verbindende Sichtbezüge charakterisiert. Sechs markante Aussichtspunkte werden in Erinnerung an die letzten sechs Nonnen, die vor genau 600 Jahren das Kloster verlassen mussten, mit je unterschiedlichen Einzelbäumen markiert und über einen künftigen Landschaftsweg miteinander verbunden.

Identität schaffen

Gemäss Credit-Suisse-Sorgenbarometer 2017 fühlen sich nur noch 25% der Bevölkerung (und nur 10% der Jungen) ihrer Wohngemeinde zugehörig. Insbesondere in der Agglomeration spielt Ortsidentität kaum eine Rolle und Anonymität herrscht vor. Landschaftliche Schönheit und Natur sind für die Identität wichtig. Dabei geht es aber nicht nur um «Äusserlichkeiten», sondern um konkret erlebbare und durchaus nutzbare «Inhalte» sowie symbolische Verankerungen. Das Programm «Entwicklung Kulturlandschaft Kloster Schönthal» ist in diesem raumumfassenden Ansatz schweizweit modellhaft. Es zeigt, dass Ansprüche der Gesellschaft, Biodiversität und Kulturlandschaft in einem bestimmten Raum widerspruchlos sein können und im Sinne des Weltmodells der Nachhaltigkeit auf gleicher Augenhöhe angegangen werden müssen.

Literatur: www.biodiversity.ch/hotspot

Dr. Dr. h.c. Raimund Rodewald ist Biologe und Geschäftsleiter der Stiftung Landschaftsschutz Schweiz. Er präsidiert die Fachkommission «Kulturlandschaft Kloster Schönthal». Er lehrt unter anderem Landschaftsästhetik an der ETH Zürich.
Kontakt: r.rodewald@sl-fp.ch

Natur als Skulptur

Gärten aus Stein am Basler Münster

Mittelalterliche Kathedralen beherbergen einen reichen Schatz an Ornamenten mit erstaunlich wirklichkeitsgetreu nachempfundenen Pflanzendarstellungen. Die Steinmetze, die sich auf die Skulpturen aus der Botanik spezialisiert hatten, hiessen Laubhauer.

Die Nachbildungen in Sandstein stellten eine Lobpreisung auf Gott und seine Schöpfung dar. Hinzu kommt die Symbolik einzelner Pflanzenarten: Die Eichel ist eine symbolische Anspielung auf Christus; die Erdbeere hat einen engen Bezug zu Maria. Steinerne Pflanzen sollten den Kirchenraum schützen: Der Hahnenfuss galt beispielsweise als eine wichtige antidämonische Pflanze. (GK)

Weiterführende Informationen: www.biodiversity.ch/hotspot



Westfassade des Basler Münsters. Alle Fotos Beat Ernst, Basel



Eichenblätter und Eicheln



Walderdbeeren



Wildrose



Haselnuss (Fruchtstände)



Scharfer Hahnenfuss (Blätter und Blüten)

Biodiversität als Teil des kulturellen Erbes

Die Biodiversität ist geprägt durch die Landnutzung – das Europäische Kulturerbejahr bietet die Gelegenheit, sich daran zu erinnern. Die vielfältigen Nutzungsformen haben im Laufe der Jahrhunderte zu einer reichhaltigen, kleinstrukturierten Kulturlandschaft geführt, die lange Zeit Lebensräume für viele Tier- und Pflanzenarten bot. Somit sind das praktische Erfahrungswissen der Nutzungsformen, die dadurch geprägte Kulturlandschaft und die dazu gehörige Artenvielfalt Teil des kulturellen Erbes. *Von Matthias Bürgi*

Führen wir uns kurz vor Augen, wie sich die Landschaften und Lebensräume in der Schweiz in den letzten Jahrhunderten verändert haben und wie sie umgestaltet wurden (Mathieu et al. 2016): Nach dem Rückzug der Gletscher haben sich Wälder ausgebreitet; mäandrierende Flüsse durchzogen die ausgedehnten Feuchtgebiete der Niederungen. Später mussten die Wälder Weiden und Ackerland Platz machen, und diverse Nutzungssysteme wurden entwickelt, um mithilfe von Sonnenlicht und -wärme aus knappen Nähr- und Düngestoffen ein Maximum an Nahrungsmitteln für eine wachsende Bevölkerung herzustellen. All diese Veränderungen fanden ihren Niederschlag in der Entwicklung der Kulturlandschaften und der dazu gehörigen Artenvielfalt (Poschod 2015).

Biodiversität als Nebenprodukt der extensiven Landnutzung

Die durch den Menschen im Zuge der Landnahme (Urbarisierung) geschaffenen Lebensräume wiesen teilweise Eigenschaften natürlicher Lebensräume auf. So begannen Mittelspechte in den mächtigen Eichen von Mittelwäldern zu brüten, anstatt in den Hartholzaunen, Reptilien profitierten von der Anlage von Lesesteinhaufen und Trockenmauern, in Weinbergen fanden Frühlingsgeophyten einen alternativen Lebensraum zu mediterranen Trockenrasen, und Hochstammobstgärten boten vielfältige Lebensräume für eine Vielzahl an Vögeln, Insekten und Säugetieren.

Die Arten fanden ihre Nischen in den zahlreichen durch Menschenhand angelegten (Klein-)Strukturen. Der jährliche Rhythmus der kleinräumigen Landnutzung von Saat bis zur Ernte enthielt viele Zeitfenster, zu denen die Lebenszyklen von vielerlei Pflanzen- und Tierarten passten.

Selbstverständlich nutzte der Mensch seine Umwelt nicht mit dem Ziel, die Artenvielfalt zu erhöhen und zu erhalten. Vielmehr war der Reichtum an Habitaten und Arten ein Nebenprodukt der Landnutzung – sicherlich oftmals positiv wahrgenommen, aber mehr als Zugabe, denn als Ziel.

Dann schwappten seit dem 19. Jahrhundert in Wellen neue fossile Energieträger über die Landschaft herein. Wärme, Energie und Nährstoffe standen nun in steigenden Mengen zur Verfügung und erlaubten eine enorme Steigerung an Lebensqualität. Mittels neuer Technologien machte man sich diese Energieträger zu Nutzen und schraubte die Intensität der Landnutzung auf nie gekannte Höhen. Seither muss sich nur noch ein kleiner Teil der Bevölkerung um die Bereitstellung der Nahrungsmittel kümmern.

Die Entkoppelung der Produktion von den lokal und regional verfügbaren Rohstoffen ging einher mit einer Beschleunigung der Nutzungszyklen; damit schlossen sich die Zeitfenster, in denen die Lebenszyklen der Arten und die landwirtschaftlichen Tätigkeiten übereinstimmten. Die im Zuge der Bewirtschaftung entstandenen Kleinstrukturen wurden zu Bewirtschaftungshindernissen, und so wurde die reich strukturierte Kulturlandschaft des 19. Jahrhunderts im Laufe des 20. Jahrhunderts ausgeräumt, melioriert und homogenisiert.

Wissen zu alten Nutzungsformen bewahren

Das Europäische Kulturerbejahr 2018 bietet die Gelegenheit, die Geschichte der Landschaft, der Landnutzung und der damit verbundenen Artenvielfalt auch als Teil des kulturellen Erbes zu verstehen. Nur wenn wir genau wissen, unter welchen Umständen die Artenvielfalt im Laufe der Jahrhunderte entstanden ist, haben wir auch die Grundlagen zu ihrer Erhaltung in den Händen. Wann und mit welchen Nutztieren und Techniken wurden Riedwiesen beweidet? Wurde das Bettlaub für die Matratzen aus den Buchenwäldern im Herbst oder im Frühjahr zusammengereicht? Wo gab es offene Acker- und Gartenflächen in Obstgärten? Wird eine Nutzung aufgegeben, verschwinden nicht nur die dadurch entstan-

denen Lebensräume und die darauf angewiesenen Arten, sondern – leicht verzögert – auch das detailreiche Erfahrungswissen in Bezug auf die Praxis der Landnutzung und damit den Zeitpunkt und die Intensität des menschlichen Einflusses auf die Kulturlandschaft und ihre Elemente.

Dass sich Landschaften und Lebensräume im Zuge der Modernisierung verändert haben und im Zuge der Globalisierung und Digitalisierung weiter verändern werden, ist selbstverständlich. Auf die im Alltag erfahrbaren Vorteile dieser Entwicklungen wird kaum jemand verzichten wollen. Immer deutlicher treten jedoch die hohen Kosten dieser Entwicklung zu Tage: Ob monetarisiert oder zum Selbstwert genommen, betrifft uns der Rückgang der Artenvielfalt auf mannigfaltige Art und Weise. Heute stehen wir im Spannungsfeld von Schreckensnachrichten über den globalen Rückgang der Insektenvielfalt und der Unmöglichkeit, das Rad der Geschichte in die Zeit der energie-extensiven, aber arbeitsintensiven Land- und Forstwirtschaft des 19. Jahrhunderts zurückzudrehen, welche die Grundlage war für die heute bedrohte Vielfalt.

Traditionelles Wissen und moderne Nutzung

Das Kulturerbejahr erinnert daran, dass ein Problem nicht nur in Form eines monetären Schadens auftritt – auch die Bedeutung des Berner Münsters bemessen wir nicht nach seinem Beitrag an die touristische Wertschöpfung der Stadt Bern. Beim Schutz und der Pflege des kulturellen Erbes und des kulturell geprägten Naturerbes (so könnte man die anthropogenen Anteile der Artenvielfalt und -zusammensetzung bezeichnen) stellen sich durchaus ähnliche Fragen, wie beispielsweise: Kann eine Sprache, die nicht mehr im Alltag gesprochen wird, durch Kursangebote am Leben erhalten werden? Wieviel Geld soll ein Bauer erhalten, damit er eine Hecke pflegt? Erleben wir die Kappelenbrücke in Luzern anders, wenn wir wissen, dass es sich dabei weitgehend um eine Rekonstruktion nach dem Brand von 1993 handelt? Ist sie nun eigentlich ein «fake monument»? Sind auch unsere Streuwiesen «fake biotops», wenn die gemähte Streue nicht mehr als Einstreumaterial gesucht ist? Welchen Wert haben Hochstammbäume, deren Früchte zu ernten sich nicht mehr lohnt?

Obgleich die Biodiversität der einstigen Kulturlandschaft nicht das Ziel, sondern ein Nebenprodukt der Landnutzung war, ist heute die Erhaltung der Biodiversität selber zum

Natur im Brauchtum

Wilde Mannen aus dem Wald

Ziel geworden. Dass unsere Wiesen nicht mehr bunt und voller Schmetterlinge sind, ist ein Verlust, mit dem wir uns nicht abfinden dürfen. Um diesen Verlust rückgängig machen zu können und weitere Verluste zu verhindern, müssen wir wissen, wieso die Wiesen früher vielfältiger und bunter gewesen sind. Es geht nicht darum, vergangene Zustände wieder herzustellen, sondern um die Frage, wie unter heutigen Bedingungen das reiche Natur- und Kulturerbe mit zeitangepassten Nutzungsweisen und dem Wissen von früher erhalten werden kann (siehe Kasten S. 5). Artenvielfalt als Teil des kulturellen Erbes zu verstehen, öffnet den Horizont zur relevanten Breite. Das kulturhistorische Wissen ist in aktuelle Debatten einzubringen, damit Antworten gefunden werden können auf die drängende Frage, welche Landnutzungssysteme unter den heutigen landwirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umständen vielfaltsfördernd und -erhaltend wirken.

Literatur: www.biodiversity.ch/hotspot

Der Autor bedankt sich bei Michael Nobis (WSL) für wertvolle Kommentare.

Auf der Liste der lebendigen Traditionen – auch immaterielles Kulturerbe genannt – begegnet man immer wieder Figuren, die einen engen Bezug zur Natur haben und sich mit Naturmaterialien schmücken (siehe www.lebendige-traditionen.ch). Dazu gehören der Wild Maa und die Silvesterchläuse. Die Wahl der Pflanzenarten wurzelt oft in der vorchristlichen Keltenzeit: Damals war es Sitte, das Haus zur Wintersonnenwende mit Efeu, Stechpalmen und Misteln zu schmücken, eine uralte Schutzmassnahme gegen die entfesselten Geister der Winterstürme.

Weiterführende Informationen: www.biodiversity.ch/hotspot



Silvesterchlausen, Urnäsch AR. Foto Appenzellerland Tourismus AR

Das Silvesterchlausen ist ein Winterbrauch im Kanton Appenzell Ausserrhoden. Gruppen von unterschiedlich ausgestatteten Chläusen besuchen die Bauernhöfe, stellen sich im Kreis auf, lassen im Rhythmus ihre Schellen erklingen und zäuerlen (Naturjodel). Die «Schö-Wüeschten» Chläuse verwenden für ihre Verkleidung Naturmaterialien wie Tannenreisig, Laub oder Stroh.



Wild Maa mit Efeu und Rottanne, Kleinbasel. Foto © Basler Standortmarketing, Julian Salin

Im Januar, beim «Vogel Gryff», einem bedeutenden Anlass in Kleinbasel, zieht und tanzt der Wild Maa zusammen mit dem Vogel Gryff und dem Leu durch die Strassen. Das Naturwesen kommt nach der Wintersonnenwende aus dem Wald und schwingt eine ausgegrabene Rottanne. Um den Kopf und um die Lenden trägt es einen Efeukranz. Der Wild Maa verheisst Fruchtbarkeit und neues Leben. (GK)

PD Dr. Matthias Bürgi ist Umweltwissenschaftler und Leiter der Forschungseinheit «Landschaftsdynamik» der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL). Er beschäftigt sich mit der geschichtlichen Entwicklung von Ökosystemen und Landschaften.

Kontakt: matthias.buergi@wsl.ch

Hintergrundfoto Jodok Guntern

Vom Wurzeln graben und Wurzeln haben – Beziehungen zwischen Mensch und Pflanze

Die Verwendung von Wildpflanzen für ganz unterschiedliche Anwendungsbereiche ist in jeder Kultur verankert. Verschwinden die Pflanzen, führt dies nicht nur zu landschaftlicher, sondern auch zu kultureller und seelischer Verarmung.

Von Anna Poncet

Die Einsicht, dass Biodiversität und Mensch bzw. Natur und Kultur sich gegenseitig beeinflussen und eigentlich gar nicht zu entflechten sind, ist spätestens seit der Diskussion um biokulturelle Vielfalt («biocultural diversity», z.B. Maffi und Woodley 2010) in ein breiteres Blickfeld gerückt. An einigen Beispielen aus der Ethnobotanik wird in diesem Artikel gezeigt, wie sich diese Verflechtung konkret ausdrücken kann. Die Informationen stammen unter anderem aus dem Napfgebiet (Poncet et al. 2015), wo ein als Kräuterheiler bekannter Bauer sowie 60 Frauen, Männer und Kinder von zufällig ausgewählten Bauernhöfen zu ihrem Pflanzenwissen befragt wurden.

Warum Menschen Pflanzen sammeln

Indigene Gesellschaften sind eng mit den Wildpflanzen ihrer Umgebung verbunden. Pflanzen spielen in jedem Lebensbereich eine Rolle, sei es als Nahrung, Heilmittel, Brennstoff, Spielzeug, als Rohmaterial für Kleidung, Behausung und Handwerk oder als Symbolträger in rituellen Handlungen. Wichtige Arten werden dabei im Sinne der Nachhaltigkeit meist sorgfältig bewirtschaftet: Die besten Beerengründe und die produktivsten Standorte für die Wurzelerte der nordwest-amerikanischen Indianerstämme fanden sich in Gebieten, die nachweislich über Jahrhunderte oder sogar Jahrtausende aufgesucht worden waren (Howard 2003).

In den westlichen Industrieländern sind wir heute weit entfernt von einer solch direkten Beziehung. Obwohl das Sammeln von Wildpflanzen in der Schweiz bis Mitte des 20. Jahrhunderts vielerorts eine wirtschaftliche Notwendigkeit war (Stuber und Bürgi 2011), hängt heute unser tägliches Überleben nicht mehr von Brennholz, Tierfutter, Streu und Beeren aus dem Wald ab. Der kulturell verankerte Umgang mit Wildpflanzen stiftet aber seit jeher auch Identität, verwurzelt die Menschen in ihrer Heimat.

Oft geschieht dies über die Zubereitung bestimmter Gerichte mit Wildpflanzen, denn Essen ist ein zentrales, kulturelles Element. Es gibt auch andere Wege: Für die Berner Bauern im Napfgebiet ist der Umgang mit dem Weideunkraut eine Möglichkeit, die kulturelle Eigenständigkeit zu betonen. Sie grenzen sich gegenüber ihren Luzerner Kollegen damit ab, dass sie es mit dem Blackenstecken peinlich genau nehmen, wogegen die Luzerner finden, es müsse nicht auf jedem Miststock ein Geranienkistli stehen.

Auch der Aufschwung, den das Pflanzensammeln derzeit in westlichen Ländern erlebt, hat mit Sinn und Selbstbild zu tun. Im Grossen Walsertal (Österreich) gaben die Leute an, dass sie Wildpflanzen sammeln, weil das Sammeln gut tut und Freude schenkt, weil es Gelegenheit zu sozialen Kontakten bietet, weil sie ihren Kindern dabei gewisse Werte vermitteln möchten. Sie spüren beim Sammeln eine Verbundenheit mit ihrem Tal, den Pflanzen und Menschen – es ist ein Ausdruck regionaler Identität (Grasser et al. 2012). Zu dieser Identität gehört auch die Kenntnis lokaler Pflanzennamen (ein sprachliches Kulturerbe), im Napf beispielsweise Sibegringe (Wiesen-Pippau), Gürmsch (Vogelbeere), Chnüttuschmale (Knaulgras) und Wasebürschteli (Gänseblümchen).

Soziokulturelle Unterschiede in der Verteilung des Wissens

Weil Wissen und Praktiken zu Pflanzen kulturell geprägt sind, sind sie auch ungleich in der Bevölkerung verteilt. In der Ethnobotanik haben schon viele Forschende wesentliche Daten zu Pflanzen verpasst, weil sie in Unkenntnis der fremden Kultur die falschen Leute befragt haben. Ein bekanntes Beispiel sind die ethnomedizinischen Arbeiten in Lateinamerika. In ihrer Faszination für die Schamanen übersahen die Forschenden lange, dass der grösste Teil des Heilpflanzenwissens bei den «gewöhnlichen» Frauen zu suchen war (Howard 2003).

Im Napfgebiet widerspiegelt das Pflanzenwissen die traditionelle Arbeitsteilung der Geschlechter. Frauen berichten mehr über Nahrungs- und Heilpflanzen und erwähnen auch überdurchschnittlich viele Gartenpflanzen. Über Futterpflanzen und Holznutzungen wissen dagegen eher die Männer Bescheid. Die Geschlechterrollen weichen sich aber auch im Napfgebiet langsam auf. Die Bäuerinnen müssen heute weder aus wirtschaftlicher Sicht noch aus gesellschaftlichem Druck unbedingt

einen Garten unterhalten. Auf 5 der 14 besuchten Bauernhöfe im Napfgebiet sind in den letzten 10 Jahren die grossen Hausgärten mit Dutzenden von kultivierten und spontan aufkommenden Arten verschwunden.

Wechselwirkungen von Biodiversität und Gesellschaft

Wenn die Gesellschaft sich ändert, tun es auch Verhaltensweisen und damit Lebensräume sowie Verbreitung und Häufigkeit von Arten. Der Druck zur Rationalisierung in der Landwirtschaft, der in das obige Gartenthema hineinspielt, bewirkt bei vielen Befragten auch innere Konflikte mit ihrer Beziehung zur Landschaft und zu den Pflanzen. Etwa, wenn eine Bäuerin unter Tränen erzählt, wie die Hoflinde einem neuen Stall weichen musste. Umgekehrt beeinflussen veränderte Artenzusammensetzungen die Gesellschaft. Verbreitete und häufige Arten werden am meisten genutzt. Sie sind verfügbar, und durch den dauernden Kontakt entwickeln die Menschen ein gutes Gespür für ihre Eigenschaften. Viele der ehemals gebräuchlichen Arten trifft man aber nicht mehr so oft an. Dazu sagte der befragte Heiler: «Der Bezug zu den Kräutern wird ja dadurch, dass man weniger findet, immer kleiner. Je mehr man kauft, je weniger man sammelt, desto weniger Bezug hat man.» Er redet hier nicht von Seltenheiten, sondern von Arten wie Johanniskraut und Hauhechel. Wenn eine Art seltener wird oder gar verschwindet, geht die Beziehung zur Pflanze, ihre Nutzung und schliesslich auch ihr lokaler Name verloren. Mit der schwindenden biokulturellen Vielfalt bietet sich zudem weniger Anregung für unser Bewusstsein. Dies trifft uns an einem zentralen Punkt unseres Menschseins: «... if diversity is the means through which our consciousness functions, and if our consciousness is what makes us human, then diversity makes us human» (Harmon 2002). Biodiversitätsverlust führt zu landschaftlicher, aber auch kultureller und seelischer Verarmung.

Literatur: www.biodiversity.ch/hotspot

Anna Poncet ist Ethnobotanikerin. Sie hat sich sowohl in ihrer Diplomarbeit wie auch für ihr Dissertationsprojekt mit der Frage beschäftigt, was Menschen und Pflanzen verbindet und dazu im Napfgebiet geforscht. Sie leitet botanische Exkursionen und Kurse und arbeitet als Museumspädagogin im Natur-Museum Luzern.
Kontakt: anna.poncet@lu.ch



Wildheuen, Isenthal UR



Fotos Mary Leibundgut



Wässermatte mit Stellbrutsche, Rottaler Wässermatten, Melchnau BE. Foto Manfred Steffen, Lotzwil

Die Wiesenwässerung war jahrhundertlang eine der wenigen Möglichkeiten, im Grünland einen grösseren Ertrag zu erzielen (via Eintrag von Nährstoffen, Schädlingsbekämpfung, Erwärmung des Bodens). Die Wässermatten gehörten daher zu den begehrtesten Nutzflächen. Gleichzeitig waren die Gräben, Rinnsale und periodisch entstehenden Tümpel wertvolle Lebensräume für Tiere und Pflanzen. Mit der Einführung neuer Düngemethoden und Pflanzenschutzmittel sowie der Mechanisierung der Landwirtschaft wurden die Kanäle nach und nach zugeschüttet oder dem Zerfall preisgegeben. Die letzten grösseren Reste dieser im Schweizer Mittelland früher weit verbreiteten Kulturform befinden sich im Grenzgebiet der Kantone Bern, Luzern und Aargau. 1983 wurden die dortigen Wässermatten ins Bundesinventar der Landschaften und Naturdenkmäler von nationaler Bedeutung aufgenommen (siehe S. 15).

Wie die Wässermatten gehört auch das Wildheuen in der Zentralschweiz zum immateriellen Kulturerbe der Schweiz (siehe www.lebendige-traditionen.ch). Seit Jahrhunderten steigen während den Sommermonaten Männer und Frauen in die besonders steilen Hänge auf, um mit der Sense Gras zu schneiden. Die ungedüngten und unbeweideten Flächen beherbergen eine grosse Artenvielfalt. Mit der Ertragssteigerung in den Talgebieten wurde das mühsame Wildheuen für die Landwirte immer unattraktiver. Der Kanton Uri bemüht sich daher seit Jahren aktiv um die Förderung des Wildheuens. Seit es neu auch als eine Art Identitätsfindung und Freizeitbetätigung gilt, werden immer mehr brachgefallene Flächen wieder bewirtschaftet (siehe S.16). (GK)

Weiterführende Informationen: www.biodiversity.ch/hotspot

Interview

«In der Kulturlandschaft könnten wir viele gemeinsame Ziele definieren»

Der Biologe Christian Hedinger vom Ökobüro UNA und der Kunsthistoriker André Müller von der Firma vesigia, die auf Denkmalpflege spezialisiert ist, sind beruflich damit beschäftigt, Natur- bzw. Kulturerbe zu bewahren. Im Gespräch suchen sie nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden in Bezug auf Werte, Ziele, Konzepte und Massnahmen sowie nach Synergien, die in Zukunft vermehrt genutzt werden könnten.

HOTSPOT: Ziel Ihrer Arbeit ist es, Kultur bzw. Natur zu bewahren. Um welche Werte geht es ihnen dabei?

André Müller: Bestimmte Orte und Landschaften empfinden wir als Menschen kulturell bedingt schöner als andere. Das gewachsene Kulturerbe spielt dabei eine grosse Rolle. Viele Menschen identifizieren sich mit dem Kulturerbe als Teil ihrer alltäglichen Umwelt. Deshalb wird der Erhaltung des Kulturerbes ein hohes öffentliches Interesse zugemessen. Diese Aspekte sowie verbindliche Grundsätze, die auf internationalen Chartas basieren, bilden die Grundlage für unsere Arbeit.

Christian Hedinger: Für mich hat jede einzelne Tier- oder Pflanzenart einen Wert und ist deshalb schutzwürdig – unabhängig davon, ob sie dem Menschen zugute kommt oder nicht.

Es wird sich nicht alles Natur- und Kulturerbe erhalten lassen. Wie setzen Sie Prioritäten?

Christian Hedinger: Mit den «National Prioritären Arten» und den «National Prioritären Lebensräumen», die vom Bund definiert wurden, haben wir gute Referenzlisten. Zudem gibt es Inventare mit Biotopen von nationaler Bedeutung. Wir wissen also, was zu erhalten ist.

André Müller: Inventare sind auch bei der denkmalpflegerischen Arbeit die unumgängliche Basis. Oft glaubt die Eigentümerschaft leider, dass die Aufnahme ihres Gebäudes in ein Inventar bedeutet, dass sie nichts mehr machen können und das Gebäude massiv an

Wert verliert. Das ist die Angst vor der viel genannten «Käseglocke». Das trifft überhaupt nicht zu oder beschränkt sich auf sehr wenige Objekte von höchster nationaler Bedeutung, die sich in der Regel bereits im Eigentum der öffentlichen Hand befinden. Beim Kulturerbe ist übrigens der Objektkontext sehr wichtig, das heisst, wie Objekte in ihre Umgebung eingebunden sind und welche soziohistorischen Aspekte für die Entstehung wichtig waren. Wenn sich das Kulturerbe auf ein einzelnes Bauernhaus oder ein Schloss beschränken würde, so wäre das in einer übertriebenen Analogie, wie wenn von den Alpen nur die publikumswirksamen Bergformationen – beispielsweise das Matterhorn – bestehen blieben und der Rest abgeräumt würde.

Christian Hedinger: Auch bei der Natur muss der Gesamtkontext stimmen. Ein isoliertes Schutzgebiet inmitten einer ausgeräumten Kulturlandschaft kann seine Funktionen nicht erfüllen. Damit Biodiversität erhalten bleibt, muss die Nutzung der gesamten Landschaft nachhaltig sein. Wir können unsere Bemühungen nicht auf einzelne Objekte beschränken. Hinzu kommt, dass Natur ein dynamisches Gebilde ist. Das Verbreitungsgebiet von Arten

kann schwanken, Lebensräume wie Auen verändern sich sowieso andauernd. Gibt es eine solche Dynamik auch beim Kulturerbe?

André Müller: Das Kulturerbe ist ebenfalls ein dynamisches Gebilde, das zum einen über seine Bestehenszeit mehrfach verändert werden kann und zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich bewertet wird. So wurden heute noch bestehende romanische Kirchen in der Regel mehrfach überbaut und entsprechend dem jeweiligen Kunstverständnis angepasst. Wenn wir die romanische Seite der Kirche stärker betonen wollten, müssten wir beispielsweise barocke Strukturen zurücknehmen und damit auch zerstören, was unwiederbringlich wäre. Solche Eingriffe waren zu Beginn der Denkmalpflege im 19. Jahrhundert üblich, als die Kunststilbegriffe geprägt wurden und in Abhängigkeit dazu der «reine» Kunststilzustand am Bauwerk als erstrebenswert galt. Deshalb ist es in der täglichen Arbeit auch wichtig – insbesondere in Bezug auf den jeweilig vorliegenden Einzelfall – kritische Reflexion der denkmalpflegerischen Methoden und Theorien zu betreiben, um so auch die jeweils geltenden zeitgenössischen Moden bzw. Tendenzen zu hinterfragen. Von



Christian Hedinger (links) und André Müller. Foto Gregor Klaus

der Denkmalpflege her gibt es auf Bundesebene seit 2007 die «Leitsätze zur Denkmalpflege». Darin werden die Aufgabe sowie der Umgang mit ortsgebundenen Denkmalobjekten differenziert beschrieben.

Wie begründen Sie den Schutz eines Denkmals?

André Müller: Ein potenzieller Schutz und Erhalt eines Objekts muss sich über seinen besonderen Zeugnischarakter im jeweiligen kulturellen Kontext und des daraus abgeleiteten öffentlichen Interesses begründen. Sehr unterschiedlich gestalten sich hingegen die Ansichten in der Gesellschaft, welche Konsequenzen daraus resultieren sollen. Unbestritten ist die ökonomische Bedeutung des Kulturerbes in Fragen der Bewerbung von Standort-Vorteilen und Tourismus-Destinationen. Als ökonomischer Softfaktor ist der reale monetäre Wert des Kulturerbes unbestritten, aber kaum bezifferbar. Versuche, den Wert des Kulturerbes in die monetäre Sprache zu übersetzen, sind zwar interessant und in gewissen Situationen hilfreich, aber auch sehr gefährlich. So könnte je nach Sichtweise argumentiert werden, dass es in der historischen Innenstadt nur noch der Gebäudefassaden bedarf, um beispielsweise den touristisch nutzbaren Effekt für die eigenen – meist kurzfristigen – Interessen abzuschöpfen. Während mit Neubauten hinterfasste historische Fassaden bestenfalls einen irgendwie gearteten historischen Strassenraum eventuell noch erfahrbar machen, sind die historischen Fassaden im Kontext des jeweiligen ursprünglichen Gebäudes und der gewachsenen historischen Stadt als Ganzes ohne Aussage. Sie geben in diesem Zustand allenfalls eine Aussage und Zeugnis zu einem bestimmten Umgang mit dem Kulturerbe oder einem allgemeinen Geschichtsverständnis ab, könnten aber bei gleichzeitig hohen architektonischen- und städtebaulichen Qualitäten in einem gewissen Kontext auch positiv gelesen werden, wenn dabei die Kombination von alt und neu sowie die Motivation dazu konkret lesbar sind.

Kann das Naturerbe in eine monetäre Sprache übersetzt werden?

Christian Hedinger: Wir machen uns stark angreifbar, wenn wir nur über die Ökonomie gehen, und andere Aspekte wie Ethik, Schönheit oder Wohlbefinden ausser Acht lassen. Im Rahmen des Smaragdgebietes Oberrhein haben wir beispielsweise über 300 Massnahmen zur Förderung der Natur durchgeführt. Stellt sich die Frage: Was bringen die 1,5 Millionen Franken, die investiert wurden? Die Tiere und Pflanzen kommen zwar zurück, aber sie bringen dem Bauern kaum Geld. Die Landschaft wird zwar attraktiver, und der Erholungswert steigt. Dies ist aber nur indirekt messbar.

Es ist offenbar sehr schwierig, das öffentliche Interesse am Natur- und Kulturerbe in Geldwerten auszudrücken. Aber wie über-

zeugt man eine auf Geld geeichte Gesellschaft, in dieses Erbe zu investieren?

André Müller: Reden, reden, reden. Es gilt, die Bevölkerung kontinuierlich zu sensibilisieren, was ja in vielen Aktionen schon seit längerem der Fall ist. Die Umsetzung auf das eigene Eigentum bleibt allerdings schwierig. Wir gehen gerne nach Italien oder Frankreich, um die vielen historischen Gebäude und Städte zu bestaunen, aber daheim sollen die eigenen Wohnhäuser baulich ganz auf den aktuell höchsten Lebensstandard ausgerichtet sein. Das ist eine gewisse Paradoxie, die in der denkmalpflegerischen Tätigkeit nur mit stetiger Überzeugungsarbeit jeweils für den Einzelfall gemildert oder überwunden werden kann. Am leichtesten ist ein Wechsel der Standpunkte herbeizuführen, wenn auch ökonomische Vorteile bestehen, beispielsweise wenn schlüssig aufgezeigt werden kann, dass die Pflege der bestehenden Baustruktur oder -elemente günstiger ist als deren Ersatz. Ideelle Werte, insbesondere das öffentliche Interesse, sind wesentlich schwerer zu vermitteln.

«Mir ist es ein Anliegen, dass alte Nutzungsformen einen neuen Sinn bekommen.»

Christian Hedinger, Biologe

Christian Hedinger: Das kenne ich. Wir gehen ins Ausland, um schöne Natur und vielfältige Gärten zu bestaunen. Daheim haben wir aber dann den genormten Rasen und den pflegeleichten Steingarten.

Welche Unterschiede sehen Sie bei der Erhaltung des Kulturerbes und des Naturerbes?

Christian Hedinger: Beim Naturerbe stehen die Landschaftsformen und die Lebewesen im Zentrum. Viele Aspekte des Kulturerbes sind dabei mit eingeschlossen, beispielsweise die traditionelle Bewirtschaftung von Feuchtwiesen. Ohne diese Gemeinsamkeiten geht es bei der Erhaltung der «Natur» in unserer vom Menschen geprägten Landschaft nicht. Ich sehe wenig Unterschiedliches, ausser dass die Schwerpunkte anders gesetzt werden.

André Müller: Dem stimme ich zu. Bei den Projekten unseres Büros wird der Kontext, in dem das Gebäude steht, sehr hoch gewichtet. Allgemein betonen wir im Rahmen von raumrelevanten Inventaren und Analysen immer auch prägende Frei- und Grünräume mit ihrer meist differenzierten Bewachung.

Christian Hedinger: Bei der Erhaltung des Kultur- und Naturerbes gibt es nicht nur in der Kulturlandschaft, sondern auch bei den Gebäuden Synergien. Ich denke da zum Beispiel an Fledermauspopulationen in Kirchen. Werden die Dachräume erhalten beziehungsweise mit Sorgfalt restauriert, sodass sie für Fledermäuse zugänglich bleiben, ist beiden Zielen gedient.

André Müller: Wir wehren uns grundsätzlich dagegen, alle Bauten «dicht» zu machen, unabhängig von der Biodiversität. Denn dieses Abdichten verändert meist die Bauphysik und den Charakter der Gebäude langfristig. Vor allem beim Ausbau der Dachgeschosse geht aktuell viel Lebensraum für Tiere verloren. Aus unserer Sicht ist auch die Versiegelung von Trockensteinmauern problematisch. Wenn diese in der tragenden Struktur durch Betonmauern hinterfasst werden und nur noch eine Natursteinfassade aufrechterhalten wird, ist das gewissermassen ästhetischer «Fake». Der ökologische und kulturhistorische Wert im weiteren Sinn ist dann nicht mehr vorhanden. Zudem geht das Handwerk des Trockenmauerbaus verloren.

Christian Hedinger: Manchmal wird aber der Schutz der Natur bei Vorhaben zum Schutz der Kultur schlichtweg übergangen. Ein aktuelles Beispiel sind die Wässermatten bei Langenthal im Smaragdgebiet Oberrhein, in dem ich tätig bin. Diese Wässermatten beziehungsweise die Kanäle und die Schleusen wurden raumplanerisch geschützt – allerdings ohne Bezug zur Biodiversität, was sehr schade ist. Es wird nur bewässert, damit bewässert wird. Die Vielfalt auf den Wiesen spielt keine Rolle. Dabei hätte man sehr viel für die Biodiversität herausholen können, wenn man auch die Nutzung der Wiesen angepasst hätte. Traditionell wurden die Wiesen nämlich nur über die Schwebstoffe aus dem Wasser gedüngt und nicht wie heute zusätzlich mit Gülle. Der ursprüngliche Wiesentyp der artenreichen Fettwiese ist in den heutigen Wässermatten quasi ausgerottet worden. Eine Förderung der Biodiversität mit einer extensiven Bewirtschaftung hätte aus dieser Sicht den Wässermatten einen enormen Mehrwert verliehen. Der Kanton Bern und die Stiftung Wässermatten haben es versäumt, die Beiträge an die Landwirte mit Auflagen zu verbinden, die diese Kulturform authentisch gemacht hätten. So ist heute das Bewässern mehr Show als Inhalt.

André Müller: Wenn wir an diesem Projekt beteiligt gewesen wären, hätten wir ganz klar den Standpunkt vertreten, dass dem Anspruch, die Wässermatten zu erhalten, nur gerecht werden kann, wenn man soweit wie möglich das frühere Nutzungsregime wieder einführt und damit das Kulturerbe-Objekt auch wieder mit seiner ursprünglichen, naheliegenden Funktion verbindet. Biodiversität ist in diesem Fall ein klareres Wertemerkmal, welches mit dem Kulturerbe-Wert der reaktivierten Wässermatten parallel einhergeht.

Manchmal ist die traditionelle Nutzung aber einfach nicht mehr adäquat.

Christian Hedinger: Ich glaube, es gibt immer eine alternative Nutzung. Man muss nur Fantasie und Kreativität aufbringen. Das gilt beispielsweise für das Wildheuen im Kanton Uri. Seit es neu auch als eine Art Identitätsfindung und als sportliche Betätigung gilt, werden immer mehr brachgefallene Flächen wieder bewirtschaftet. Mir ist es ein Anliegen, dass alte Nutzungsformen einen neuen Sinn bekommen. Wie ist das bei Ihnen? Gibt man Kulturgütern neue Funktionen, damit sie erhalten und gepflegt werden?

André Müller: Diese Frage stellt sich bei der Denkmalpflege eher selten, vielleicht bei ungenutzten Kirchen oder einfacheren Nutzgebäuden wie Mühlen. Viele denkmalgeschützte Gebäude werden hingegen dauerhaft bewohnt. Das soll so bleiben. Die Besitzer haben allerdings klare Vorstellungen, wie sie ihr Gebäude bewohnen und nutzen wollen – oft mit der ganzen Problematik, die mit dem Erhalt des Charakters der Gebäude einhergeht. Es gibt aber auch Beispiele, bei denen die Eigentümerschaft stolz ist auf ihr denkmalrelevantes Gebäude und dafür auch gewisse Einschränkungen bewusst in Kauf nimmt. Und dann gibt es auch eine beachtliche Anzahl an Personen, die zumindest für Ferien gerne in einem soweit wie möglich im «ursprünglichen» Zustand erhaltenen und gepflegten Objekt wohnen möchten.

Wie bei den Rustici im Tessin?

André Müller: Gerade Rustici werden leider oft so umgebaut, dass man sowohl das Objekt als auch die Ansiedlung als Ganzes nicht mehr wiedererkennt. Oft handelt es sich schlichtweg um Neubauten. Das hat nichts mehr mit dem früheren Objekt und dem Ort zu tun. Dabei soll nicht unerwähnt bleiben, dass in der näheren Umgebung jeweils auch noch weitere Aspekte ursprünglich ortsprägend waren, beispielsweise ausgedehnte Terrassierungen, Kastanienhaine und Bacheinfassungen. Bei der Umnutzung in Ferienhäuser müssen viele Details beachtet werden, um die Authentizität des Gebäudes und des Ortes zu bewahren. Das wird im Vollzug sehr schnell sehr komplex und aufwändig. Die meisten Baureglemente werden dem Sachverhalt von Rustici oder analog von Maiensässen nicht gerecht. Benötigt wird vielmehr eine fachkompetente Bauberatung auf den verschiedenen Ebenen vom «Groben» zum «Detail» und zurück. Das trifft auch auf andere Objekttypen und insbesondere auf Ortsbilder zu.

Wie sieht es mit der modernen Nutzung von Lebensräumen des Kulturlandes aus?

Christian Hedinger: Wenn man als Landwirt die Biodiversitätsförderbeiträge abholen möchte, muss die Bewirtschaftung bestimm-

ten Regeln folgen. Dabei gibt es aber gewisse Freiheiten, die noch zu wenig genutzt werden. Wir könnten viel experimentierfreudiger sein und uns von traditionellen Nutzungsformen inspirieren lassen. Beim Netzwerk Natura 2000 in der EU ist die Pflege der Schutzgebiete sehr oft an der Vergangenheit angeknüpft. Schutzgebiete werden als Teil der Heimat und Identität angepriesen. Es gibt sehr viele Personen und politische Parteien, die dieser bewahrenden Seite zugänglich sind. Wir müssten dies forcieren und versuchen, den Heimatbegriff ohne den ganzen unerfreulichen nationalistischen Zusatz zu verwenden und sinngebend einzusetzen. Da gibt es noch sehr viel Potenzial.

«Es gilt, Landschaften mit Inhalten zu füllen.»

André Müller, Kunsthistoriker

André Müller: Identität ist auch in der Argumentation der Denkmalpflege ein wichtiges Konzept. Allerdings ist dabei zu beachten, dass der Begriff nicht zur leeren Floskel verkommt. Diesbezüglich muss immer wieder kritisch hinterfragt werden, was Identität im konkreten Fall und für wen bedeutet. Welche Aspekte sind gemeint, und welche werden noch von wem getragen? In diesem Sinne muss auch darauf geachtet werden, dass die alternativen Nutzungsweisen richtig deklariert werden. Es ist wichtig, dass Landschaften mit Inhalten gefüllt werden und nicht nur zu Schaubühnen werden. Vielleicht bin ich als Vertreter der Denkmalpflege bezüglich Rekonstruktionen und insbesondere auf kulturhistorischen «Fake» übersensibel. Wenn Objekte im wahren Sinne des Wortes so ausgehöhlt werden, dass diese mit ihrer ursprünglichen Substanz und Geschichte nichts mehr zu tun haben und dennoch für sie Historizität beansprucht bzw. vorgegeben wird, so scheint uns das sehr problematisch. Das gilt auf analoge Weise auch für andere Bereiche wie die «Naturlandschaften», die so angepasst werden, dass sie der «Bespassung» breiter Konsumgruppen möglichst dienlich sind. Bezugnehmend auf das vorgängige Beispiel von Christian Hedinger: Wenn man Wildheu produziert, ohne es zu nutzen, dann mag das Sinn für die Biodiversität haben, aber der eigentliche Nutzen ist weg und damit eventuell auch die langfristige Trägerschaft unsicher.

Christian Hedinger: Das Heu wird schon noch verwendet, es ist aber nicht mehr der Haupt-

sinn. Die Arbeitskraft pro Kilo Heu ist so teuer, dass das Heu eigentlich unbezahlbar ist. Die Wertschöpfungskette funktioniert aber dank den sportlichen und sozialen Aspekten immer noch.

Wie könnte man Synergien zwischen dem Schutz des Kulturerbes und dem Schutz des Naturerbes nutzen?

Christian Hedinger: Bei den Gebäuden ist die Denkmalpflege zuständig. Da haben wir Ansprechpartner. Leider werden die Grünräume von der Denkmalpflege fast nie mit Biodiversität verknüpft. Und sobald wir aus dem Siedlungsraum in die Kulturlandschaft gehen, haben wir überhaupt keine Partner aus dem Bereich Kulturerbe mehr.

André Müller: Das stimmt. Hecken und Obstgärten sowie Frei- und Grünräume im allgemeinen werden beim Ortsbildschutz bisher kaum berücksichtigt, was wir bedauern. Es ist aber ein Anliegen unseres Büros, dies bei den Auftraggebern anzusprechen. Aus meinem Selbstverständnis inkludiere ich Grünraum mit der Frage der Biodiversität. In diesem Aspekt könnten wir viele gemeinsame Ziele definieren. Zudem müssen beide Bereiche darauf achten, dass sie nicht gegeneinander ausgespielt werden, vor allem im Siedlungsraum. Ich bin aber von der Kompatibilität von Natur- und Kulturschutz überzeugt. Der Raumplanung kommt hier als koordinierendem Projektpartner eine grosse Verantwortung zu. Wir müssen insgesamt in grösseren und verbundenen Kulturräumen denken, in denen beides Platz hat. Es gilt, Landschaften mit Inhalten zu füllen. Unsere Anliegen müssen dazu aber frühzeitig aufeinander abstimmt werden. Wir sind beide Auftragnehmer und werden leider meist nicht gleichzeitig oder im Prozess zu spät ins «Boot» geholt, so dass ein Austausch nicht oder kaum stattfinden kann. In diesem Sinne wären die öffentlichen Auftraggeberinnen gefragt.

Natur und Kultur im Jahreszyklus

Mit der Feldarbeit zum Seelenheil



In vielen Kirchen findet man sogenannte Monatsbilder, die in einem geschlossenen Jahreszyklus typische Tätigkeiten oder Ereignisse aus der agrarisch und handwerklich geprägten Welt des Mittelalters zeigen. Im Zentrum stehen Szenen zur Nahrungsmittelproduktion in der Natur sowie Kulturpflanzen und Nutztiere. Pflügen, Aussaat, Reife und Ernte des Getreides nehmen den grössten Raum ein.

Die Darstellung der profanen Tätigkeiten an prominenter Stelle in der christlichen Kunst verwies auf die Rolle der körperlichen Arbeit für den individuellen Heilsweg. Durch das Nebeneinander von Monatsbildern und biblischen Darstellungen verbindet sich das irdische Leben der Menschen symbolisch mit dem Himmlischen und seinen Mächten. Die hier abgebildeten Monatsbilder wurden beispielsweise unterhalb der Wandgemälde zur Leidensgeschichte Christi platziert. (GK)

Weiterführende Informationen: www.biodiversity.ch/hotspot

Monatsbilder aus dem bäuerlichen und ritterlichen Leben in der Kirche Santa Maria del Castello, Mesocco GR, geschaffen im 15. Jahrhundert von Cristoforo und Nicolao da Seregno. Fotos Luigi Corfù, Mesocco

«allwo die Woelff einander gute Nacht geben» – Biodiversität in Baselbieter Flurnamen

Zahlreiche Orts- und Flurnamen nehmen Bezug auf Flora und Fauna. Sie sprechen von Ökosystemen und von der Kultur bzw. der Nutzung der Lebensräume durch den Menschen. Von den rund 53 000 Baselbieter Örtlichkeitsnamen, die im neu erschienenen «Baselbieter Namenbuch» dokumentiert sind, verweisen über 35% auf die Biodiversität. *Von Rebekka Schifferle*

Was zum Namen wird, ein Gebiet, ein Gewässer oder eine Strasse benennt, entscheiden die Menschen durch die Wahrnehmung ihrer Umgebung. Sie wählen etwas von dem aus, was für sie eine Örtlichkeit charakterisiert und unterscheidbar macht. Vielfach sind es Ortsbeschreibungen, die sich erst im Laufe der Zeit zum Eigennamen verfestigen. Wie sich die Biodiversität in der Baselbieter Namenlandschaft zeigt, kann exemplarisch dem 2017 erschienenen «Baselbieter Namenbuch» entnommen werden. Es dokumentiert und erläutert in einer erstmaligen umfassenden Sammlung rund 53 000 geographische Namen des Kantons Basel-Landschaft.

Wo früher die Binsen wuchsen

Wälder, Wiesen, Äcker, Gewässer, Hecken, Feucht- und Trockengebiete – manchmal spricht der Name Lebensräume direkt an, manchmal erfahren wir indirekt davon, indem beispielsweise der Bewuchs der Flur in den Namen eingegangen ist. Ein wichtiges Motiv für Namen ist das Wasser. Weit über 3000 Namen stehen damit in Verbindung. Brüel ist so ein Name; er benennt meist feuchte, an Bächen oder Flüssen gelegene Wiesen, aber auch in fette Wiesen umgewandeltes Land in Dorfnähe. Moos, Miesch oder Ried zeigen uns über den Bewuchs feuchtes Gelände an: Streugras, Moos bzw. Röhrlicht.

Ein nicht mehr gebräuchlicher Pflanzennamen ist im Oberwiler Flurnamen Senn zu finden: «1½ Jucharte im Semde» ist in einem Zinsbuch des Basler Klosters St. Alban von etwa 1366 als ältester Beleg des Namens verzeichnet. Semd ist ein altes schweizerdeutsches Wort für Binse (*Juncus*). Es ist im Baselbiet in wenigen Gemeinden und nur bis ins 16. Jahrhundert

belegt (Häfeltingen, Oberwil, Tenniken). Der Flurname verweist also auf einstigen Binsengewuchs bzw. feuchtes Gelände. Das bestätigen alte Karten und schriftliche Quellen, die das Gelände als wasserreiches Gebiet zeigen; hier entsprang beispielsweise – ursprünglich dreiquellig – das Weierbächli. Heute ist das Kulturland drainiert. Semd wurde im 16. Jahrhundert zum ähnlich klingenden Senn umgedeutet, wohl weil es nicht mehr oder falsch verstanden wurde.

Der Hirsch überlebte im Flurnamen

Tiere, Pflanzen und Pilze – über sie erfahren wir entweder direkt, indem die jeweilige Art erwähnt wird, oder indirekt, beispielsweise indem die Nutzung des Geländes als Acker (mit über 6000 Nennungen eines der häufigsten Namens-elemente) benannt ist. Wildtiere und -pflanzen werden dabei genauso genannt wie Nutzpflanzen und -tiere.

Wolf, Fuchs, Bär, Hase, Vogel und Frosch sind die meistgenannten Wildtiere; auch der heute im Baselbiet ausgestorbene Hirsch kommt vor. Das Reh dagegen entpuppt sich meist als schweizerdeutsch Ee, Eh («Recht, Gesetz, Ehe»), früher ein umfassender Ausdruck für die dörfliche Ordnung. Durch Agglutination des «r» des vorangehenden Artikels konnte aus Eh Reh werden. So beschrieb der Name Rehhag in Bennwil, Oberdorf und Waldenburg ursprünglich das Gebiet beim Grenzhag zwischen den Gemeinden.

Überhaupt darf man Namen nicht unbesehen ihrer früheren Belege und des Kontextes deuten. Ein Name kann umgedeutet werden, sich verschleifen oder ist mehrdeutig. So muss sich Wolfagger in Blauen nicht unbedingt auf das Tier beziehen, sondern kann auch Besitz einer Person namens Wolf ausdrücken. Und selbst wenn das Tier gemeint ist, bleibt die nähere Namenmotivation zuweilen unsicher: Wurden dort Wölfe gesichtet? Gejagt? Prägte ein anderes Ereignis den Namen?

Pflanzenbezeichnungen dagegen verweisen überwiegend auf die entsprechende(n) Pflanze(n) auf oder bei der benannten Flur. Die Verbreitung von Buche und Eiche – Eichenwälder dienten u. a. der Schweinemast – machen diese Bäume mit je rund 450 Nennungen zu den am meisten genannten Waldbäumen. Es folgen Linde, Weide, Tanne und Föhre (im westlichen Baselbiet ist dafür Fiechte gebräuchlich, im östlichen Fore).

Spiegel der landwirtschaftlichen Vielfalt

Die grosse Präsenz der Landwirtschaft im früheren Baselbiet hat sich auch im Namengut niedergeschlagen. Kuh und Muni begegnen uns am häufigsten von den Nutztieren mit je etwa 100 Namen, es folgen Ziege (Geiss), Gans (auch als Gaus, Geis(s)), Esel, Schwein (Sau, Sou), Schaf und Kalb.

Von einer wichtigen Nutzpflanze erzählen die über 700 Namen zum Rebbau. Eine grosse wirtschaftliche Rolle spielte auch der Hanf- und Flachs-anbau; man gewann aus den Pflanzen Öl und Fasern für Gewebe und Seile. Gegen 300 Namen zeugen davon, beispielsweise der Liestaler Flurname Rose: In diesem Gebiet gab es Rossen, Wasserlöcher, in die Hanf und Flachs eingelegt wurden. Die Stängel hat man so mürbe gemacht, damit sich der Bast leichter ablösen liess; auf Schweizerdeutsch hiess dies rosse(n).

Vom Obstanbau berichten hauptsächlich Apfel-, Birn- und Kirschbäume. Sie sind, etwa zu gleichen Teilen, in über 300 Flurnamen eingegangen. Es gibt die allgemeineren Namen wie Apfhalter, lebendig in Muttenz, in dem sich das mittelhochdeutsche apfalter, affalter für Apfelbaum erhalten hat, oder Äggtler, lebendig in Bottmingen und Wittinsburg, nach Früchten (Birnen, Äpfel, seltener Zwetschgen und Trauben), die schon im August reif sind. Manche Namen benennen ganz konkret bestimmte Sorten (und damit genetische Vielfalt) wie der Schrändler in Arisdorf, bezeichnet nach einem Baum mit spät reifenden, sauren Äpfeln. Getreide- oder Gemüsesorten sind dagegen selten belegt, was mit dem wechselnden Anbau zusammenhängt, u. a. der Dreifelderwirtschaft.

Orientierung an der Natur

Noch seltener sind Ortsnamen, die auf Pilze verweisen. Eines davon ist vielleicht der Prattler Flurname Hexmatt, der durch einen ringförmigen Pilzbefall des Gebiets entstanden sein könnte, der im Volksmund auch heute noch als Hexenring bezeichnet wird. Oder der Name Chornschwerzi in Aesch, der allenfalls auf einen Schwärzepilz oder den Getreiderost, schweizerdeutsch Chornschwärzi, zurückgeht. Der Befall führte immer wieder zu grossen Ernteaussfällen; erst im 18. Jahrhundert erkannte man den Zusammenhang mit nahen Berberitzengewächsen als Sekundärwirt des parasitischen Pilzes.

Natur aus der Dose

Vielfalt des Lebens im urbanen Raum

Viele Streetart-Künstlerinnen und Künstler bringen die Natur zurück in die Städte und Agglomerationen. Mit Pinseln, Malerrollen, Sprühdosen und Schablonen erweckt die verdrängte Natur an Wänden, Stromkästen, Ampeln, Laternen, Verkehrsschildern und Mülleimern wieder zum Leben. Mittlerweile ist Streetart sogar Teil des Kunstbetriebes.

Die meisten der hier abgebildeten Werke stammen von der französischen Künstlerin Lily Mixe, die zurzeit in London aktiv ist. Natur spielt in ihren Wandgemälden eine zentrale Rolle. Die Tiere sollen die Menschen im Siedlungsraum daran erinnern, wie schön, komplex und zerbrechlich das Leben auf der Erde ist. Auf ihrer Webseite www.lilymixe.com schreibt sie: «Ich möchte der Natur eine sichtbare Stimme geben und sie genauso lobpreisen, wie wir edle Steine und seltene Kunstwerke wertschätzen. Die Natur ist für mich die wichtigste Währung auf unserem Planeten.» Zwei Werke auf dieser Seite stammen vom Schweizer Künstler «Robi the Dog» (†2016). Er war Teil der europäischen Streetart-Szene. (GK)

Weiterführende Informationen: www.biodiversity.ch/hotspot



Lily Mixe



Lily Mixe



Lily Mixe. Photos lilymixe.com



Robi the Dog



Robi the Dog

Die Bezugnahme von Örtlichkeitsnamen zur Biodiversität ist vielfältig und häufig. Sie zeigt, wie sehr sich die Menschen seit jeher an der Natur orientierten, um ihre Umgebung zu benennen und sich über sie zu verständigen. Die Bezüge lassen sich für mannigfache Fragestellungen auswerten und veranschaulichen die

Verwobenheit der Namen mit ihrem zeitgenössischen Kontext und mithin der Namensforschung mit den verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen.

Literatur: www.biodiversity.ch/hotspot

Rebekka Schifferle, Lic. phil. I, hat in Basel, Berlin und Luzern Geschichte und Theologie studiert. Sie ist Mitherausgeberin des «Baselbieter Namenbuchs», das im Frühjahr 2017 in sieben Bänden erschienen ist.

Kontakt: rebekka.schifferle@gmx.ch

Wertvolles Wissen weitergeben – Lebendige Traditionen und Biodiversität in Schweizer Pärken

Landschaften und Biodiversität in den Schweizer Pärken wurden über Jahrhunderte durch die besonderen Tätigkeiten und das Wissen ihrer Bewohnerinnen und Bewohner geprägt. Sie erzählen in erster Linie die Geschichte dieser Menschen und veranschaulichen die Beziehung der örtlichen Bevölkerung zur Natur sowie die gegenseitige Abhängigkeit zwischen lebendigen Traditionen und der «natürlichen» Umgebung.

Von Cécile Wiedmer

Die natürlichen und landschaftlichen Werte der 19 Schweizer Pärke geniessen nationale Anerkennung, was diese Regionen dazu prädestiniert, ihr immaterielles Kulturerbe – ein grundlegendes Element ihrer kulturellen Identität – verstärkt zur Geltung zu bringen. Den mehrdeutigen Begriff der «kulturellen Identität» kann man als Ergebnis eines ständigen Hin und Hers zwischen Widerstand und Anpassung beschreiben: Widerstand in dem, was uns von andern abhebt, und Anpassung im Hinblick auf unsere Beziehung zur Welt (Aubert 2004). Diese beiden Pole zeigen sich auch im Bestreben zur Bewahrung von Naturräumen, was eines der Ziele der Pärke darstellt.

Das Engagement der Pärke für «ihre» Natur, «ihre» Landschaften und «ihre» Biodiversität belegt die enge Verbindung der Regionen zu ihrer Umwelt. Es zeigt, wie sie sich eine Identität aufbauen, die auf überlieferten Praktiken und Werten basiert, die sie sich erneut zu eigen machen und die sich ständig wandeln. Die Pärke entwickeln eine gegenwartsbezogene Kultur, schaffen gemeinschaftliche Räume und eröffnen damit Perspektiven für eine durchdachte und nachhaltige Nutzung der natürlichen Ressourcen. Ihre starke Beziehung zur Biodiversität ist verbunden mit der Geschichte der Tätigkeiten und des Know-hows, die ihre Umgebung geformt haben. Man darf nicht vergessen, dass es weder Referenzlandschaften noch eine Referenznatur gibt; sie haben einzig eine kulturelle Bedeutung (Jadé 2006). Für die Arbeit der Pärke ist es deshalb zentral, das relevante Know-how

zu verstehen und durch Bewahren, Überliefern und Verbreiten gleichzeitig bekannt zu machen. Diese drei Stossrichtungen machen Massnahmen zum immateriellen Kulturerbe wirkungsvoll (Aubert 2004). Die nachfolgenden Beispiele zeigen dies auf und veranschaulichen mögliche Wechselwirkungen zwischen lebendigen Traditionen und der Biodiversität.

Hecken und Feldgehölze

Im Regionalen Naturpark Gantrisch, insbesondere in der Umgebung von Schwarzenburg, prägen vielerorts Hecken die Konturen der Hügellandschaft, die von den Tobeln und Schluchten der Sense und des Schwarzwassers durchfurcht ist (BLN-Objekt 1320). Ursprünglich wurden diese von den Bauern vor allem als Windschutz, Parzellengrenze oder natürlicher Zaun für das Vieh gepflanzt. Lange Zeit lieferten die Hecken auch Holz und Futter für die Tiere. Heutzutage werden sie aber vor allem als vielfältige Strukturen der regionaltypischen Hügellandschaft wahrgenommen, der sich die Bevölkerung stark zugehörig fühlt. Ihre Rolle hat sich also gewandelt. Heute stehen ihre landschaftlichen Qualitäten und ihr Beitrag zur Biodiversität gegenüber ihrer landwirtschaftlichen Funktion als Futterquelle im Vordergrund. Hecken bilden natürliche Brücken zwischen räumlich getrennten Lebensräumen und fördern die Vernetzung von Lebensräumen. Fledermäuse nutzen sie häufig als Orientierungshilfe, während Insekten, kleine Säugetiere und Vögel darin Schutz, Nahrung und Unterschlupf für ihre Nachkommen finden. Der Park unterstützt diese landschaftlichen und kulturellen Strukturen deshalb auf mehreren Ebenen: durch Pflanzen und Pflegen der Hecken, Aufwertung dieser Biodiversitätsförderflächen oder auch durch Information der Landwirte und der Bevölkerung.

Auch im Regionalen Naturpark Pfyn-Finges wird den Hecken wegen ihrer natürlichen und kulturhistorischen Bedeutung besondere Sorge getragen. Die dort wachsenden Haselruten werden zum Flechten und für die Herstellung von «Tschiffere» (geflochtenen Rückentragkörben) oder auch Wanderstöcken verwendet. Dieses aufwändige Handwerk ist heute zwar nicht mehr verbreitet, aber es gibt noch immer Menschen, die davon begeistert sind. Der Park bot daher Kurse für die «Tschiffere»-Fertigung an, bei denen sich die Teilnehmenden die Rohstoffe selbst besorgen mussten. So wurde ihnen vor Augen geführt, wie

und wo gute Triebe wachsen, wie sie gesammelt werden und welche Bedeutung Hecken und Feldgehölze für die Erhaltung der Biodiversität haben.

Narzissenwiesen und -wege

Narzissen pflücken steht auf der kantonalen Liste der lebendigen Traditionen des Kantons Waadt. Die reiche Narzissenblüte im Mai auf den Höhenzügen oberhalb von Montreux war bis Ende der 1950er-Jahre Anlass für Feste und Pflückwettbewerbe. Die Wiesen, die mit den ersten Waldrodungen entstanden und in denen Narzissen besonders gut gedeihen, wurden erst im Juli gemäht, womit die Blumen genügend Zeit hatten, sich zu vermehren. Eine geringe Düngung behagte ihnen ebenfalls (PNR GPE 2015). Heute gibt es aufgrund der Intensivierung der landwirtschaftlichen Praktiken und der Wiederbewaldung gewisser Parzellen immer weniger Narzissenwiesen, was das Weiterbestehen des traditionellen Pflückens bedroht. Der Rückgang der Wiesen gefährdet zudem einen ganzen Lebensraum. Zwar sind Narzissen nicht vom Aussterben bedroht, aber sie sind das Wahrzeichen von wenig intensiv genutzten Wiesen, in denen zahlreiche interessante Arten leben (PNR GPE 2017).

Der regionale Naturpark Gruyère Pays-d'Enhaut hat diese Wiesen deshalb in die ökologische Infrastruktur aufgenommen und ein Inventar der letzten Narzissenwiesen in seinem gesamten Gebiet erstellt. Nun folgen konkrete Massnahmen zu ihrer Förderung, begleitet von Informationsmaterialien und Aktivitäten zur Sensibilisierung der Bevölkerung. Ein Beispiel dafür ist der Narzissenweg von Les Avants, der die biologischen und kulturhistorischen Besonderheiten der Narzissen für die Region erläutert und zeigt, wie man sie mit gutem Gewissen pflücken kann, so dass diese Tradition auch weiterhin lebendig bleibt.

Die soziale und natürliche Umgebung verstehen

Bergahornweiden im regionalen Naturpark Diemtigtal (Kiebacher 2016), Trockenmauern, Pflücken und Verarbeiten von Wildpflanzen, Bekämpfung von Neophyten: Es gibt zahlreiche Beispiele für die Verbindung zwischen lebendigen Traditionen und der Biodiversität in den Pärken. Sie alle prägen die Landschaften auf ihre Weise, ohne dass wir uns dessen immer bewusst sind. Die Pärke orientieren sich dabei nicht nur an den kantonalen Listen

Natur und prähistorische Kunst

Abbild der vielfältigen Umwelt

der lebendigen Traditionen, «die einen Blick auf die Dinge werfen, bevor das Wissen darüber, was es zu sehen gibt, überhaupt erzeugt worden ist» (Heinrich 2009, über den Begriff des Inventars). Aber für Pärke ist es entscheidend, frühzeitig zu verstehen, was ihre soziale und natürliche Umgebung bzw. ihre Daseinsberechtigung ausmacht. Nur so können sie in voller Kenntnis der Sachlage eine sinnvolle Rolle übernehmen.

Literatur: www.biodiversity.ch/hotspot

Felsmalereien und Felsritzungen gehören zu den ältesten Kunstformen des Menschen. Dargestellt sind meist Tiere, Jagdszenen, menschliche Figuren und abstrakte Formen. Was die Urkünstler mit den Werken zeigen wollten, kann nie mit letzter Sicherheit bestimmt werden. Die geheimnisvollen Botschaften aus einer längst vergangenen Zeit hatten in vielen Fällen vermutlich eine religiöse und kultische Bedeutung.

Allein in Europa gibt es hunderte von Fundorten mit Felsmalereien und Felsritzungen. In der Schweiz sind die Felsbilder von Carschenna oberhalb von Sils im Domleschg die bedeutendste Fundstätte. 11 Felsplatten sind dort über und über bedeckt mit Bildern, die Figuren, Symbole, Zeichen, Linien, Schalen, Kreise und Spiralen zeigen. Fachleute haben die Kunstwerke grob der Bronze- und Eisenzeit zugeordnet. (GK)

Weiterführende Informationen: www.biodiversity.ch/hotspot



Lage der Felsbilder im heutigen Maiensässgebiet von Carschenna GR. Foto Ursula Klingelfuss



Ein bepacktes Saumtier – oder ein Tier mit stilisierter Sonne? Man weiss es nicht. Foto Archäologischer Dienst GR



Pferd und Reiterfigur mit Dreizack und Spiralen sowie markante konzentrische Kreisformen unklarer Zeitstellung und Bedeutung. Foto Archäologischer Dienst GR

Cécile Wiedmer verfügt über ein Diplom der Universität Neuenburg in Sozialanthropologie und prähistorischer Archäologie. Sie ist Projektleiterin beim Netzwerk Schweizer Pärke, dem Dachverband aller Nationalpärke, Regionalen Naturpärke und Naturerlebnispärke. In Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Kultur koordiniert sie ein Projekt, das dem Ziel dient, das immaterielle Kulturerbe von Schweizer Pärken besser zu verstehen, aufzuwerten und dauerhaft zu fördern.

Kontakt: c.wiedmer@parks.swiss

Hintergrundfoto Archäologischer Dienst GR



Landschaft – wo Natur und Kultur verschmelzen

Landschaften sind Archive und Spiegel unserer Kultur. Ihre Eigenart und Vielfalt vermitteln der Bevölkerung einen hohen Grad an Identität und bieten Wirtschaft und Tourismus attraktive Standortqualitäten. Diesen Potenzialen gebührt eine grössere gesellschaftliche Aufmerksamkeit. *Von Matthias StremLOW*

Der Mensch nimmt Raum in Anspruch und gestaltet ihn. Diese Tätigkeit ist eng mit dem Kulturbegriff verbunden. Das lateinische «cultura» bezeichnet die «Bearbeitung», die «Pflege» und den «Ackerbau». Als der Mensch sesshaft wurde, brauchte es «Kultur», um die Wildnis urbar zu machen; es galt, landwirtschaftlich nutzbare Flächen zu «kultivieren». An günstigen Orten entstanden Siedlungen, klimatisch möglichst geschützt vor Wind und Wetter, nahe von fruchtbarem Land und am Ufer eines Baches, Flusses oder Sees und dennoch geschützt vor Hochwasser. Bauten entstanden aus dem Material, welches sich mit wenig Aufwand vor Ort gewinnen und verwenden liess. Davon zeugen steinerne Rustici im Tessin genauso wie Holzchalets im Bernbiet. Die Biodiversität profitierte von den unterschiedlichen Kulturtechniken: Offenlandhabitate zogen lichtliebende Arten an, Heckenstrukturen boten einer Vielfalt von Vögeln und Insekten Lebensraum, in Natursteinmauern fanden Eidechsen Unterschlupf. Viele Tiere und Pflanzen der Schweiz sind in diesem Sinn «Kulturfolger».

Das Besondere eines Ortes ist gefragt

Sein Wissen über unterschiedliche Bewirtschaftungsformen gab der Mensch von Generation zu Generation weiter und passte es laufend sich wandelnden Gegebenheiten und Erfahrungen an. Auf diese Weise entwickelten sich in der Schweiz über Jahrhunderte hinweg regionaltypische Bau- und Bewirtschaftungsweisen, die auf den vorhandenen natürlichen Potenzialen basierten. Die «Kulturen» prägten dadurch die ausserordentliche landschaftliche Vielfalt der Schweiz, die sich aus einem bunten Mosaik regionaltypischer Eigenarten zusammensetzt. Es verwundert daher nicht, dass die Begriffe «Eigenart» und «Vielfalt» zu den Kernbegriffen des Natur- und Heimatschutzgesetzes zählen. Ergänzt werden sie durch den Begriff «Schönheit», weil die Landschaften, welche in dieser existenziellen Beziehung natürlicher Potenziale und kultureller Techniken über Generationen entstanden sind, von den Menschen heute als «schön» bewertet werden.

Die Industrialisierung und die sich daraus entwickelnde arbeitsteilige Gesellschaft löste die enge Verflechtung von Mensch und Raum nach und nach auf. Dank modernen Transportmitteln und der Versorgung mit Lebensmitteln aus den Supermärkten spielt der «Genius loci» heute in Hinblick auf die Standortbedingungen einer Besiedlung keine Rolle mehr. Oder anders gesagt: Produktion und Verbrauch sind nicht mehr an den gleichen Ort gebunden.

Doch auch heute widerspiegeln die Landschaften mit ihren Natur- und Kulturwerten nach wie vor die Lebensweise der Menschen. Da sie der Logik einer globalisierten Welt folgen, gehen regionaltypische Qualitäten verloren (BAFU 2017). Diese Entwicklung zu einer landschaftlichen Uniformierung löst in der Wahrnehmung der Menschen eine Gegenreaktion aus. Seit einigen Jahren werden beispielsweise zunehmend regionale Landwirtschaftsprodukte konsumiert. Regionalität gewinnt an Bedeutung, und im Zusammenhang damit gewinnt auch die Landschaft als Identifikationsraum für die Menschen an Wert.

Als Fazit der beiden gegenläufigen Trends offenbart sich in den Landschaften ein Paradoxon der Gegenwart: Globalisierung in

den raumprägenden Gestaltungen und Nutzungen bei gleichzeitig zunehmender Wertschätzung der landschaftlichen Vielfalt und Eigenart. Der Widerspruch ist nicht einfach aufzulösen und stellt die Landschaftspolitik vor grosse Herausforderungen. Auf der Suche nach Lösungen kann aber die Erkenntnis hilfreich sein, dass der gestaltende Umgang mit der Natur in unserem Sprachgebrauch untrennbar mit dem Kulturbegriff verbunden ist. Gefragt ist eine gesellschaftliche Debatte zur «Kultur der Landschaft» – eine Landschaftskultur.

Verantwortung übernehmen

In dieser Landschaftskultur spielen das Charakteristische und Besondere – kurz, der «Genius loci» einer Landschaft – als Ausgangspunkte und als Kernelemente für die landschaftliche Weiterentwicklung eine wichtige Rolle. In der intensiven Auseinandersetzung mit örtlichen und regionaltypischen Landschaftsqualitäten liegen die Potenziale für eine respektvolle und qualitativ hochwertige Landschaftsgestaltung. Denn dieses Sich-Einlassen auf das Gewachsene und Entstandene umfasst auch die Bedeutung, die eine Landschaft für die Menschen hat. Das In-Beziehung-Kommen von Mensch und Natur fördert das Bewusstsein für den natürlichen und kulturellen Reichtum unserer Landschaften. Dies wiederum ist eine wichtige Basis, dass die Menschen als Individuen und die Gesellschaften als Ganzes Verantwortung für diese Qualitäten übernehmen und damit dem grundlegenden Trend einer global uniformierten Landschaftsproduktion entgegenwirken.

Dabei können alle Verantwortung übernehmen: Wir können Landschaftsqualitäten um uns herum bewusst wahrnehmen und uns als Konsumentinnen, Bauherren oder Bürger darüber informieren, welchen Einfluss unsere Entscheide auf die konkreten Landschaftsqualitäten vor Ort haben. Die dauerhafte Pflege und Wertschätzung einer bäuerlichen Landschaft durch die Landwirtinnen und Landwirte lässt sich beispielsweise nicht ohne Wertschöpfung realisieren. Vielmehr zählen die Kaufentscheide der Konsumentinnen und Konsumenten. Ohne den Kauf von Hochstammobst etwa blieben alle Be-

Natur als Kulturgut

Die Archive der Biodiversität

mühungen, die für viele Regionen der Schweiz landschaftsprägenden Hochstammobstbäume staatlich zu fördern, wirkungslos.

Doch nicht nur der Einzelne, auch die Politik ist dazu aufgefordert, Verantwortung zu übernehmen. Landschaftsqualität ist eine Position der Stärke. Aus diesem Grund gilt es, räumliche Strategien, welche die regionalen Landschaftsqualitäten mit ihren Potenzialen erkennen und stärken, in den raumwirksamen Sektoralpolitiken auch im Sinne von Wertschöpfungsstrategien zu fördern. Dadurch wird die Landschaftscharakteristik zu einem Standortfaktor, der sich vom «überall alles» positiv abhebt.

Literatur: www.biodiversity.ch/hotspot



Stopfpräparate, Naturhistorisches Museum Basel. Alle Fotos Beat Ernst, Basel

Seit vielen Jahrhunderten sammeln Forschende in allen Regionen der Erde unermüdlich Tiere, Pflanzen und Pilze. Mittlerweile lagern weltweit in den biologischen Sammlungen der Universitäten, naturhistorischen Museen und botanischen Gärten mehrere Milliarden Objekte.

Die Sammlungen dokumentieren den ungeheuren Formenreichtum der Natur und gelten deshalb als die grossen Archive der Biodiversität (siehe S. 26). Sie sind nicht nur unersetzliche Arbeitsinstrumente für die Erforschung und Erhaltung der biologischen Vielfalt, sondern auch ein Kulturerbe, dessen Wert mit dem Alter steigt und das es unbedingt zu erhalten gilt. (GK)

Weiterführende Informationen: www.biodiversity.ch/hotspot



Sammelobjekte im Naturhistorischen Museum Basel und im Botanischen Institut der Universität Basel

Dr. Matthias StremLOW hat Germanistik und Naturwissenschaften studiert und leitet die Sektion Ländlicher Raum im Bundesamt für Umwelt BAFU.

Kontakt: matthias.stremLOW@bafu.admin.ch



Traditionelles Wissen und Brauchtum der Landwirtschaft in der Schweiz

Die meisten Bräuche mit Bezug zum Pflanzenbau sind verschwunden, manche haben als Feste überlebt. Zum kulinarischen Erbe der Schweiz gibt es ein Inventar mit Informationen zu 400 traditionellen Schweizer Nahrungsprodukten. *Von Markus Hardegger*

Während Jahrtausenden nutzten Viehalter die Futtergrundlage für ihre Tiere im Einklang mit der Natur und zogen im Jahreszyklus zu den besten Futterplätzen. Auch im Alpenraum begann die Nutzung der Sömmerungsgebiete schon vor langer Zeit und hat bis heute überdauert. Der Pflanzenbau bewirkte dann aber, dass die Bevölkerung sesshaft wurde. Dennoch müssen die Landwirte den Jahreszyklus und die unterschiedlichen Eigenschaften der Pflanzen kennen. Pflanzen haben sich mit unterschiedlichen Strategien an den Jahreszyklus angepasst. In unserem Klima sind zum Beispiel die Frosttoleranz respektive Frostanfälligkeit wichtig (Winter- versus Sommergetreide), aber auch die Vernalisation (z.B. bei Kernobst oder bei Wurzelgemüse, das eine längere Kälteperiode für die Keimung braucht) oder Langtagpflanzen (z.B. Raps, bei dem der Übergang von der Rosettenphase in die Stängel- und Blütenbildung erst erfolgt, wenn der Tag mehr als 12 Stunden lang ist). Mit Beobachtungen im Jahreszyklus und Ausprobieren wurde das Wissen für den Pflanzenbau erworben. Dieses Wissen musste

auf die wichtigsten Tätigkeiten wie das Aussäen oder Anpflanzen, den Pflanzenschutz, die Ernte sowie Lagerung und Verarbeitung angewendet werden.

Bräuche waren Handarbeit

Bräuche knüpfen an wichtige Tätigkeiten an, zum Beispiel an die Ernte oder deren Verarbeitung. Die wenigsten Bräuche mit Bezug zum Pflanzenbau haben überdauert, weil die mechanisierte Landwirtschaft auf sehr wenig Arbeitskräfte angewiesen ist und fast jederzeit ernten, trocknen, reinigen und lagern kann. Sie ist bis zu einem gewissen Grad unabhängig geworden vom Wetter. Die anstrengenden und intensiven Handarbeiten, z.B. das gesellschaftliche Ereignis des Kornschneidens mit Sichel und dem Garbenbinden (siehe S. 28) oder die Wümmet (Weinlese) sind ganz verschwunden bzw. verschwinden immer mehr. Die technologische Entwicklung gewährleistet in der Regel eine sehr gute Qualität, die in den meisten Fällen der Qualität der Handarbeit gleichkommt oder sogar überlegen ist. Dies bewirkt, dass Kulturen mit einem ho-

hen Anteil an Handarbeit mit wenigen Ausnahmen, etwa der Beerenernte, aus der Landwirtschaft verschwinden. Handarbeit wird in der Regel von unqualifizierten ausländischen Erntekräften und kaum mehr vom Bauern und seinen Familienmitgliedern geleistet. Stangenbohnen werden heute praktisch nur noch in Privat- oder Bauerngärten angebaut. Für den grossflächigen Anbau der beliebten Borlotti-Stangenbohnen wurde diese so weitergezüchtet, dass sie nun auch als Buschbohnen verfügbar sind und maschinell geerntet werden können.

Biodiversität im «Räbenliechtli»

Überlebt haben Begriffe bestimmter Ernten wie Sichelte, Schnittersonntag oder Winzerfeste als Feste oder als Jahrmarkt. Wichtige Zeitpunkte im Jahreszyklus wurden zudem in die christliche Religion aufgenommen. Beliebte Bräuche im Jahreszyklus entstanden, weil sie einem Bedürfnis der Menschen entsprechen. Licht spielt in der dunklen Jahreszeit für die Menschen eine wichtige positive Rolle, und es haben sich diesbezüglich verschiede-



Hartkäse, Sbrinz AOP (LU, OW, NW, SZ, AG, BE, SG)



Surchäs/Bloder-Sauerkäse AOP (Toggenburg, Werdenberg, Liechtenstein)



Walliser Roggenbrot AOP (VS)



Kardy-Gemüse, Cardon épineux genevois AOP (GE)



Zuger Kirschtorte IGP (ZG)



Weichkäse, Vacherin Mont-d'Or AOP (VD)

ne Bräuche entwickelt. In Bezug auf die Nutzung alter pflanzengenetischer Ressourcen sind insbesondere die «Räbenliechtli»-Umzüge zu erwähnen. Das Austreiben des Winters und seiner düsteren Geister (Sächsilüüte in Zürich, Tschäggätä im Lötschental oder die Chalandamarz im Bünderland) respektive den Zeitpunkt des Aussäens oder Anpflanzens im Frühling zu bestimmen oder zu beeinflussen, ist ins Brauchtum übergegangen. Zwei der vier wichtigsten Daten im Jahresverlauf wie die Wintersonnenwende (Weihnachten) und der Frühlingsbeginn (Ostern) wurden von der christlichen Religion übernommen und umgedeutet. Der Erntedank wurde in den christ-

falt an Informationen zu 400 traditionellen Schweizer Nahrungsprodukten in einer Datenbank erfasst und diese 2008 öffentlich zugänglich gemacht (www.patrimoineculinaire.ch). Das Inventar wurde auch im Hinblick auf künftige geschützte Bezeichnungen erstellt. Wenn ein kulinarisches Erbe auf eine lange Tradition zurückblicken kann und entsprechende Produkte noch bekannt sind, können diese mit einer geschützten Ursprungsbezeichnung (GUB/AOP) oder einer geschützten geografischen Angabe (GGA/IGP) besser in Wert gesetzt werden. Das BLW fördert im Rahmen des Nationalen Aktionsplans pflanzengenetische Ressourcen für Ernährung und

Bildquelle: Schweizerische Vereinigung der AOP-IGP



Büschelbirne, Poire à Botzi AOP (FR)



Rheintaler Ribelmais AOP (SG, GR)

lichen Jahresablauf aufgenommen, aber nicht umgedeutet, weshalb er je nach Klimazone, Religion oder Region an unterschiedlichen Tagen gefeiert wird.

Inventar des kulinarischen Erbes

Der Ideenreichtum bei der Verarbeitung der Ernteprodukte zu Lebensmitteln hat zu einem riesigen kulturellen Erbe geführt. Die Fotos auf dieser Doppelseite zeigen dies eindrücklich. Der Verein Kulinarisches Erbe der Schweiz hat mit Unterstützung des Bundesamtes für Landwirtschaft (BLW) eine Viel-

Landwirtschaft (NAP-PGREL) finanziell die Erhaltung, Weiterentwicklung und nachhaltige Nutzung pflanzengenetischer Ressourcen, die für die mechanisierte Landwirtschaft ungeeignet sind (Stangenbohnen) oder für Bräuche (Räbenliechtli) und das kulinarische Erbe benötigt werden (Ribelmais).

Dr. Markus Hardegger ist Leiter des Fachbereichs Genetische Ressourcen und Technologien beim Bundesamt für Landwirtschaft
Kontakt: markus.hardegger@blw.admin.ch

Online-Enzyklopädie wird mehrsprachig

www.fundus-agricultura.wiki ist die Online-Enzyklopädie zum traditionellen landwirtschaftlichen Wissen im Alpenraum. Mit fast 600 Beiträgen, verfasst von 75 ehrenamtlichen Autorinnen und Autoren, schliesst die dreijährige Projektphase ab.

Mit Unterstützung verschiedener Sponsoren wurden mit der Lancierung des Projektes die technischen Grundlagen der Plattform geschaffen und mit Workshops, Mailings und vielen persönlichen Kontakten Überzeugungsarbeit geleistet, sich freiwillig zu engagieren und an dieser Online-Enzyklopädie mitzuschreiben. Nach und nach wuchs diese schreibende Gemeinschaft auf aktuell 75 Personen. 550 Einträge sind verfasst worden. Sie spannen einen weiten Bogen in den vier Kategorien Tiere, Pflanzen, Kulturtechniken und Brauchtum; vom Rhätischen Grauvieh und vom schwalbenbäuchigen Wollschwein ist zu lesen, vom Cadi-Roggen und der Kochbirne, von der Kulturtechnik des Obstbaumschnitts oder der Waldweide und von Bräuchen wie dem Weihnachtsapfel und dem Sauschädelstehlen. Eine gute Basis ist nun gelegt. Die SAVE Foundation, Initiantin der Plattform, wird den Fundus Agri-Cultura auch in den kommenden Jahren weiter begleiten und fördern. Aktuell stehen die inhaltliche Vertiefung, der Ausbau und die Erfassung von Beiträgen in anderen Alpensprachen (Französisch, Italienisch, Slowenisch) sowie Englisch im Vordergrund.

Urs Fitze, Pressebüro Seegrund, St.Gallen
Kontakt: urs.fitze@save-foundation.net

Kultur und Biodiversität gemeinsam denken

Natur und Kultur prägen sich gegenseitig. Es lohnt sich deshalb, bei der Biodiversität die Kultur mitzudenken – und umgekehrt. Das Forum Biodiversität Schweiz der SCNAT packt die Chance, die sich mit dem Europäischen Kulturerbejahr 2018 bietet, am Schopf und stellt nicht nur diesen HOTSPOT, sondern auch weitere Aktivitäten ins Licht des kulturellen Erbes. *Von Jodok Guntern, Eva Spehn, Pia Stieger und Daniela Pauli*

Ballenberg: Natur und Kultur im Dialog

Das Freilichtmuseum Ballenberg ist den meisten Einwohnerinnen und Einwohnern der Schweiz ein Begriff: In abwechslungsreichem Gelände lassen sich historische Gebäude und Handwerke aus verschiedenen Regionen der Schweiz entdecken. Die Bauten stammen aus unterschiedlichen zeitlichen, gesellschaftlichen und naturräumlichen Verhältnissen. Sie dienten einst als Wohn- und Arbeitsräume für Menschen – aber nicht nur. In den Häusern und Gärten lebten und leben auch heute noch zahlreiche andere Organismen: Vögel in Nischen am Haus, Fledermäuse und Marder auf dem Estrich, Brennesseln an der Hausecke, Eidechsen und Wildbienen in Mauerritzen. Die Zusammensetzung dieser Artengemeinschaften ist geprägt von der Nutzung durch die Menschen und durch ihre Kultur.

Pünktlich zum Kulturerbejahr 2018 initiierten das Forum Biodiversität Schweiz und das Freilichtmuseum Ballenberg mit Unterstützung des BAFU nun eine Zusammenarbeit. Gemeinsam wollen wir die Wechselwirkungen zwischen gebautem Kulturerbe und der dazugehörigen Kulturlandschaft mit ihrer biologischen Vielfalt in den Fokus rücken. Den Auftakt bildete eine «dialogische Führung», die am 6. Mai 2018 stattgefunden hat. Fachleute aus den Bereichen Kultur und Natur beleuchteten an ausgewählten Objekten, wie traditionelle Bauformen und landwirtschaftliche Techniken mit der Arten- und Lebensraumvielfalt zusammenhängen.

Damit die Führerinnen und Führer des Freilichtmuseums in Zukunft die Zusammenhänge von Kultur und Natur selber thematisieren können, erhalten sie Informationen zur Biodiversität an verschiedenen Standorten auf dem Gelände. Zudem soll ein Dossier für Schulklassen entstehen, das Lehrkräften erlaubt, diese Zusammenhänge mit ihren Schülerinnen und Schülern vor Ort zu entdecken.

Wer im Freilichtmuseum genau hinschaut, stellt allerdings fest, dass die Umgebungsnutzung der Häuser nicht überall den gleichen Zeitschnitt zeigt wie die Gebäude selber. Dem Museum ist es deshalb ein Anliegen, die Landschaftskammern entsprechend dem natur- und kulturhistorischen Kontext der Gebäude zu gestalten. Die Zusammenarbeit mit dem Forum Biodiversität bietet dem Ballenberg nun Gelegenheit, das Konzept zur Gestaltung der Landschaftskammern mit weiteren Anpassungsvorschlägen entsprechend dem naturräumlichen Kontext der Gebäude sowie Massnahmen zur Förderung der Naturvielfalt zu ergänzen.

IPBES: Ergebnisse des Assessments für Europa und Zentralasien verabschiedet

Der «Weltbiodiversitätsrat», die zwischenstaatliche Plattform für Biodiversität und Ökosystemleistungen (IPBES), hat den Auftrag, wissenschaftliche Grundlagen für politische Entscheide zur Erhaltung der biologischen Vielfalt und der Ökosystemleistungen zu liefern. So wird er unter anderem das Wissen zum Zustand der Biodiversität und Ökosystemleistungen in vier Weltregionen zusammenfassen. Dabei soll auch das traditionelle Wissen indigener Völker einfließen. Die Arbeiten der rund 100 Expertinnen und Experten am Bericht für die Region Europa und Zentralasien wurden an der Universität Bern koordiniert. Markus Fischer, Präsident des Forum Biodiversität, war Ko-Leiter des Berichts.

Im März 2018 haben die 124 Regierungen, die die Berichte in Auftrag gegeben hatten, in Medellín (Kolumbien) die regionalen Assessments verabschiedet, zusammen mit dem Bericht zu «Landdegradierung und Restauration». Wort für Wort verhandelten sie zusammen mit den Autoren und Autorinnen die Zusammenfassungen für EntscheidungsträgerInnen mit den wichtigsten Botschaften und Abbildungen. Der Bericht für Europa und Zentralasien hält fest, dass die gesamte Region sehr viel mehr natür-

liche Ressourcen verbraucht als sie selbst zur Verfügung hat, und dass der Rückgang der Biodiversität ohne massiv verstärkte Anstrengungen auch in Zukunft anhalten wird. Als Ursachen nennt er die Intensivierung der Landnutzung und andere Faktoren wie Klimawandel, Verschmutzung oder invasive Arten, die alle miteinander interagieren. Im Bericht werden regionenspezifische Lösungsansätze aufgezeigt, aber auch die Wissenslücken, die noch erforscht werden müssen.

Am 6. Juni werden die Ergebnisse des regionalen Berichts für Europa und Zentralasien in Bern der Politik und der Öffentlichkeit vorgestellt. Der Anlass wird vom Forum Biodiversität und vom BAFU gemeinsam organisiert.

Weitere Informationen: www.ipbes.ch

Naturhistorische Sammlungen in der Schweiz: ein Kulturerbe

Unzählige Tiere, Pflanzen und Gesteine sind in den Naturmuseen der Welt archiviert. Sie erzählen uns die Geschichte der Vielfalt in der Natur und sind zudem Zeugen von Veränderungen. Sie sind für die Wissenschaft sowie für die Wirtschaft und die Gesellschaft sehr wertvoll und werden für die Forschung, Bildung und Kultur eingesetzt. Bereits 2006 publizierte das Forum Biodiversität einen HOTSPOT zur Bedeutung der Schweizer Sammlungen. Neuere Erhebungen zeigen, dass unser Land ungefähr 40 Millionen Sammlungsobjekte beherbergt. Die Museen haben die Aufgabe, das wertvolle Gut zu bewahren und zu pflegen – eine Herausforderung, bedingt durch die beschränkten finanziellen Mittel. Der Zugang zu Sammlungsdaten für die Forschung ist oft schwierig und es fehlt an professionalisiertem Personal für die Erweiterung und Pflege der Sammlungen. Korrekt erfasste und qualitativ gut konservierte Sammlungen und deren Zugang sind jedoch für die Wissenschaft unabdingbar.



Die SCNAT arbeitet nun unter der Leitung der Plattform Biologie an einer nationalen Strategie zum Erhalten, Revidieren und Entwickeln von naturhistorischen Sammlungen in der Schweiz. Die geplante Initiative hat zum Ziel, den wissenschaftlichen Nutzen von naturhistorischen Sammlungen in der Schweiz für die Wissenschaft zu verbessern. Revision und Digitalisierung der Sammlungsstücke sowie die internationale Vernetzung der Daten via Internet sollen gefördert werden. Durch den Austausch und die Zusammenarbeit von Expertinnen und Experten einzelner Organismengruppen soll auch kleineren Institutionen die Revisionsarbeiten an ihren Sammlungen ermöglicht werden.

Weitere Informationen:

www.naturwissenschaften.ch > Organisation > Biologie > Wissenschaftliche Sammlungen

Die **Autorinnen** und der **Autor** arbeiten auf den Geschäftsstellen des Forum Biodiversität Schweiz und der Plattform Biologie der SCNAT. **Kontakt:** jodok.guntern@scnat.ch

Kulturlandschaft, Gebäude und Gärten im Freilichtmuseum Ballenberg sollen in Zukunft noch mehr Lebensräume für Tiere und Pflanzen bieten. Fotos Daniela Pauli (oben), Esther Schreier



SWIFCOB 18:

Ökosystemleistungen auf dem Prüfstand

Die Natur erbringt nicht nur kulturelle Leistungen, sondern trägt auf vielfältige Weise zu unserem Wohlstand und zum Wohlergehen bei. Eine der Möglichkeiten, um diese Vorteile sichtbar zu machen, ist das Konzept der «Ökosystemleistungen». An der Tagung des Forum Biodiversität Schweiz vom 9. Februar 2018, an der 230 Forschende und Fachleute aus Behörden, Büros und Organisationen teilgenommen haben, wurde das Konzept kritisch beleuchtet sowie Chancen und Grenzen der praktischen Anwendung diskutiert.

Der Bericht zur Tagung, die Referate und die Poster stehen als PDF zur Verfügung unter: www.biodiversity.ch/swifcob18



Die Vielfalt des Lebens im Gemälde



Gustave Castan (1823–1892). Öl auf Leinwand, 91×133 cm, Privatbesitz

Das namenlose Gemälde einer ländlichen Szene des 19. Jahrhunderts bedarf einer Übersetzung in die heutige Zeit, weil ausser dem Himmel und den Bäumen alles radikal verändert wurde. Dieses Werk des Schweizer Landschaftsmalers, Kupferstechers und Lithographen Gustave Castan (1823–1892) erzählt eine Landschaftsgeschichte. Keine Getreide-Monokultur, sondern ein reifes Kornfeld liegt im Mittelgrund des Bildes. Soeben haben die Landleute, die Schnitter hiessen, mit der Getreideernte begonnen. Das Schneiden mit der Sichel als sorgfältiges Ernten der Körner für das tägliche Brot sehen wir als Gemeinschaftswerk. Die Ähren werden zu Garben zusammengelegt, um diese hinterher zum Trocknen aufzurichten. Die Handarbeit nehmen wir nicht nur als personalintensive Aktivitäten wahr; die Landschaft als Gan-

zes dokumentiert diese! Humane Formen und Strukturen prägen diesen Landschaftsausschnitt: ungehobeltes Gelände, in moderater Form auch im Kornfeld, ungesprengte Felsbrocken und herumliegende Steine, krumme Feldränder, ausufernde Wäldchen (wohl auch im linken Hintergrund), ungenutztes struppiges Niemandsland, Begleitflora (zum Teil in Blüte und sogar im Kornfeld), keine Strassen, offene Erdstellen. Das Kornfeld liegt wie eine der wilden Naturlandschaft abgerungene Oase im Bild. Der Korb mit dem Essen steht neben dem Felsen bereit. Eine Frau mit zwei Kindern vom linken Bildrand herkommend trägt einen Krug mit Wasser oder Wein auf dem Kopf zu den durstigen Landleuten. Wir hören Lerche, Wiedehopf und Goldammer, aber auch das Summen von Hummeln und Bienen. Der kul-

tivierende Mensch ist hier eingebunden in Naturkreisläufe. Das Gemälde ist durchzogen und durchwoben mit einem Reigen an Kleinststandorten für eine artenreiche Wegrand- und Ackerbegleitvegetation, Insekten, Vögel und vieles mehr. Castan als exakter Naturbeobachter dokumentiert die Natur und deren Kultivierung bis ins Detail – und er zeigt (wohl unbewusst), wie sehr Natur und Kultur sich gegenseitig bedingen und prägen.

Prof. em. Dr. phil. II habil. Klaus C. Ewald habilitierte 1980 an der Universität Basel mit seiner Publikation «Der Landschaftswandel – zur Veränderung schweizerischer Kulturlandschaften im 20. Jahrhundert». Zwischen 1987 und 2006 war er ordentlicher Professor für Landespflege (Universität Freiburg i. Br.) bzw. für Natur- und Landschaftsschutz (ETH Zürich).